Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

r. 25 — Leipzig, den 24. Juni — 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Ich aber sage euch — Wellhausen: 5. Wellhausen als Geschichtsschreiber (Schluß) — Der Uebertritt des Kur-
sten Friedrich August II. von Sachsen zur katholischen Kirche: 2. Der Uebertritt und seine geschichtliche Bedeutung (Schluß) —
die Deportation vom christlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen? Erste Hälfte — Die Schulaufsicht — Verschiedenes:
ntasie und Religion; Monatshefte der Comeniusgesellschaft; Ruskin; Ingram, Work in Great Cities; Pastorenleben in Amerika; Reformations-
nen; Naumann über das siebente Gebot — Anzeigen

Ich aber sage euch

„So spricht der Herr" — wie ein flammender Blitz aus kler Wetterwolke, so zuckt dieses Wort aus dem Munde des opheten, wenn er die nationalen Wünsche und Hoffnungen raels in Trümmer schlägt, wenn er den Gottesdienst des lkes richtet als Thorheit und Eitelkeit, wenn er mit rück- tsloser Härte entwertet, was Allen für ehrwürdig und heilig t. Eine qualvolle, bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Span- g seiner Seele löst dieses einfach gewaltige Wort aus. Was nem Geiste als göttliche Wahrheit aufgegangen ist, das setzt in einen so schneidenden Gegensatz zu den Anschauungen d Empfindungen seines Volkes, belastet sein Herz mit einem drückenden Gefühl der Einsamkeit, daß seine Gedanken scheu ran vorüberzittern und er es tief, tief in seiner Brust ver- gen möchte. Aber sein Gott hat ihn überredet, und er hat überreden lassen; sein Gott ist ihm zu stark gewesen und t gewonnen; da ers verschweigen will, wird er in seinem rzen wie ein brennendes Feuer, wie eine verzehrende Glut seinen Gliedern; er kanns nicht leiden, und von seinen Lippen ichts wie des Blitzes hell aufzuckende Flamme: So spricht r Herr.

„Ich aber sage euch" — hell und scharf wie der Sonnen- rahl das Wolkendunkel durchschneidet, blitzt dieses Wort aus esu Munde. Durch seine Seele zittert dabei kein Schatten r Todesschrecken und Höllenqualen des Kampfes, in dem der rophet ringt mit seinem Gott, wenn die Hand des Ewigen n packt und ihn zwingt, das Gefüge der heiligen Lebens- rdnung seines Volkes, die für ihn selbst den Stempel gött- chen Ursprungs trägt, zu sprengen durch die Wucht eines öheren Willens mit dem Flammenwort: So spricht der Herr. n der majestätischen Ruhe königlicher Macht stellt er den Satzungen und Geboten, wie sie Prophetenwort den Alten ins Gewissen gerufen, wie die heiligen Schriften sie bewahrten als nantastbaren Schatz, wie sie das Leben des Volkes als ehr- würdige Sitte beherrschten, den eignen Willen, das eigne Ich ntgegen. Und doch hat er sich nicht losgerissen von der Gottes- rdnung, in die sein Volk mit Denken und Wollen fest ver- wachsen war. In ihrem Schatten hat sich sein inneres Leben ntfaltet; an ihren Geboten hat sich sein sittliches Gefühl ge- bildet; in ihrem Geist hat sich ihm Gottes Wille offenbart. Aber in Gottes Willen fand er seinen eignen Willen wieder; n seinem Herzen fühlte er Gottes Herz schlagen. Fremd ist ihm das Ringen des Propheten mit dem gewaltigen Gott, dessen Angesicht Wolkendunkel verschleiert und dessen Wesen furchtbare Geheimnisse birgt; er kennt bis dahin nur ein Kämpfen mit der düstern Macht des Bösen, die seinen Willen losreißen möchte von Gottes Willen. Sein Wille ist zusammengewachsen mit dem Willen seines himmlischen Vaters, eins mit dem tiefen und weiten Willen, aus dem die Rechts- und Sittenordnung seines Volkes entsprungen ist, und ist das Gesetz aus seinem Willen hervorgegangen, so muß es auch in seinem Willen unter- gehen.

Da rühren wir an das Geheimnis seiner schöpferischen Größe. Gegenüber dem altheiligen Gesetz seines Volkes, das mit dem ehernen Du sollst! und Du sollst nicht! seit unvor- denklicher Zeit über Gut und Böse entschied, das eigne Herz mit seiner Liebe und seinem Haß zum Maßstab für Gut und Böse aufstellen, das konnte nur, wessen Herz an Gottes Herzen schlug. Ueber die hehren Prophetengestalten, die die höchsten Werte ihres innern Lebens in jenen markigen Geboten ausgeprägt, die eigne Seele erheben als das werdende Urbild des Guten, das durfte nur, wessen Seele die Züge der himmlischen Majestät rein und klar wiederspiegelte. Die göttliche Lebensordnung der Väter durch das eigne Wollen mit einem neuen Inhalt er- füllen, dazu konnte nur den Mut haben, wer in seinem Willen den Willen des Ewigen lebendig durchbrechen fühlte. Weil in Jesu persönlichem Leben das Leben Gottes seine Wellen schlug, vermochte er das Alte umzuschaffen in ein Neues. Da er das alte Gesetz in das Sonnenlicht seines eignen Wesens taucht, glänzen aus verborgnen Tiefen ungeahnte Schätze auf und ver- bleicht der trügerische Schimmer, den die Virtuosen gesetzlicher Frömmigkeit über die vereinzelten Gebote auszubreiten gesucht haben. Vor den Seelen der Menschen steigt eine neue Welt- ordnung empor in dem Hoheit strahlenden Wort des Menschen- sohnes: Ich aber sage euch. Rolffs

Wellhausen

5. Wellhausen als Geschichtsschreiber

Wenn somit Wellhausen auch durch diese Arbeiten der Er- forschung des Alten Testaments die größten Dienste leistete, so lag doch die Befürchtung nahe, daß seine orientalische Professur, seine Beschäftigung mit dem Arabischen, Persischen u. s. w. ihn immer mehr dem alttestamentlichen Gebiet entziehen werde. Und doch wartete man immer noch auf eine Geschichte Israels von seiner Hand. Wenn Jemand, so hatte er, nach dem Abriß in der Encyclopaedia Britannica zu urteilen, das Zeug dazu. Außerdem war ja sein erstes Werk (Geschichte Israels, später Prolegomena zur Geschichte Israels) schon die Grundlegung für eine solche Arbeit. Auch seine Beschäftigung mit der arabischen Religion hatte seine Befähigung als Religionshistoriker von neuem auf das glänzendste bestätigt. Doch beseitigte eine Auslegung der kleinen Propheten diese Befürchtung. Dieser kurz gehaltne Kommentar enthält neben einer oft recht geschickten Uebersetzung eine recht kurz gehaltene Erklärung. Was ihn vor andern auszeichnet, ist, daß Wellhausen nicht alles erklären will. Mit der Erkenntnis, daß auch im Alten Testament sehr viele Textverderbnisse vorliegen, wird hier gründlich Ernst gemacht. Der Leser wird erstaunt sein, so oft in der Uebersetzung Punkte zu finden, zum Zeichen,

daß man es mit unübersetzbaren, weil verderbten Stellen zu thun hat. Man ist somit nicht genötigt, auf Grund von Textfehlern die Sprache zu vergewaltigen oder dem Propheten geradezu unsinnige Ausdrucksweisen zuzutrauen. Auch bei der Einzelerklärung findet man, wie nicht anders zu erwarten, vielfache Belehrung und Förderung. Diese Auslegung konnte von vornherein den Schlüssel und die Begründung zu einem Teil der Prophetenbilder bieten, die Wellhausen in seiner längst erwarteten und 1894 endlich erschienenen israelitischen und jüdischen Geschichte entwirft.

Dies Buch, ein Meisterwerk nach Inhalt und Form, kann als ein längst angestrebter, endlich erreichter Abschluß der bisherigen Studien Wellhausens bezeichnet werden.

Im Unterschied von den umfangreichen Bänden der frühern Bearbeiter bringt Wellhausen den ganzen Stoff von den Anfängen der israelitischen Geschichte bis zur zweiten Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Ch. auf 342 Seiten nur mäßigen Formats. Das erklärt sich nicht bloß daher, daß der Verfasser oft über Gebühr kurz und präzis schreibt, nur die Hauptsache scharf hervorheben will; vielmehr viel von dem, was die Vorgänger (Köhler, Stade, Kittel) mit Unrecht in ihrer geschichtlichen Darstellung bringen, längere Einschiebungen und Abhandlungen kritischer Art über die Quellen, hat Wellhausen ja schon besonders behandelt. Er konnte seine frühern Forschungen einfach voraussetzen. Einer der Vorteile, die diese Kürze bietet, ist darin zu sehen, daß man auch dem Laien diese sehr frisch und anregend geschriebne Geschichte mit gutem Gewissen und auch gutem Erfolg empfehlen kann. Das möchte ich hiermit um so nachdrucksvoller thun, als es natürlich unmöglich ist, auch nur einen annähernden Begriff von dem reichen Inhalt und der zum Teil vollendeten Form des Werkes zu geben.

Das Ganze zerfällt in folgende 24 Kapitel: 1. Geographie und Ethnologie. 2. Die Anfänge des Volkes. 3. Die Ansiedlung in Palästina. 4. Die Gründung des Reiches und die drei ersten Könige. 5. Von Jerobeam I. bis Jerobeam II. 6. Gott, Welt und Leben im alten Israel. 7. Der Untergang Samariens. 8. Die Rettung Judas. 9. Die prophetische Reformation. 10. Jeremias und die Zerstörung Jerusalems. 11. Die Juden im Exil. 12. Die Restauration. 13. Das Gesetz. 14. Die zweite Hälfte der persischen Periode. 15. Die jüdische Frömmigkeit. 16. Die Zeit Alexanders und seiner Nachfolger. 17. Judas Makkabäus und seine Brüder. 18. Die Herrschaft der Hasmonäer. 19. Die Ausbildung des Judaismus. 20. Die Zeit Hyrkans. 21. König Herodes. 22. Die Vierfürsten und der Landpfleger. 23. Das Evangelium. 24. Der Untergang des jüdischen Gemeinwesens.

Die Geschichte Israels beginnt nach Wellhausen mit der Ausführung aus Aegypten, an der er mit Recht gegenüber einer Reihe neuerer Forscher als historischer Thatsache festhält. Der Rest der hebräischen Scharen, die sich nicht in dem Gebiet östlich vom Jordan (Moab, Ammon, Edom) angesiedelt hatten, begab sich aus der Wüste der Sinaihalbinsel in das benachbarte Aegypten. Aus dem Druck, dem sie dort unterworfen wurden, befreite sie Mose, der ihnen als Abgesandter ihres alten Gottes Jahve vom Sinai erschien. Es gelang ihnen zu entkommen und in die Wüste zurückzugehen. Kadesch ward zunächst ihr Hauptaufenthaltsort, Mose nicht bloß ihr Führer, sondern auch ihr Priester und Richter. Jahve, der vor Israel da war, hatte die aus verschiednen Stämmen zusammengeschlossenen Teile zu einer Einheit zusammengebunden; er hat die Nation geschaffen. Das Band aber zwischen Jahve und Israel ist zunächst ein noch nicht sittlich bedingtes: weder Wort noch Gedanke des Bundes tritt uns in dieser Zeit schon entgegen, sondern es ist ein durch die Natur gegebenes. Jahve ist Gott Israels, Israel Volk Jahves. Eins ist nicht ohne das Andre zu denken. Vor allem ist er der Kriegsgott Israels; aber auch die Rechtsprechung gebührt ihm. Diese vermittelte das Priestertum. Aber dessen Autorität war ja nur eine moralische, auf Volksglauben gegründete. „Die priesterliche Thora war vor dem Staate da und gehörte zu seinen unsichtbaren Grundpfeilern.“ „Krieg und Recht waren Religion, ehe sie Zwang und bürgerliche Ordnung wurden.“ Bei allen Völkern findet sich die Beziehung der Gottheit auf

die Angelegenheiten der Nation, die Verwendung der Religio als Triebkraft für Recht und Sitte; bei keinem in so groß Reinheit und Kraft wie bei den Israeliten. „Die wah Stärke der israelitischen Religion war der sogenannte Pa tikularismus.“ „Als Gott des Volkes wurde Jahve der Go des Rechtes und der Gerechtigkeit, als Gott des Rechtes un der Gerechtigkeit wurde er die höchste Macht im Himmel un auf Erden.“

In diesen Worten ist kurz der Weg angedeutet, den na Wellhausen die israelitische Religion genommen hat. Und a diesem Wege der Darstellung Wellhausens zu folgen wird jede Leser, wenn er nicht zu sehr durch Vorurteile gebunden i großen Genuß bereiten. Thatsächlich sind auch die Teile, d von der israelitischen Religion handeln, als die eigentlich Glanzstücke des Buches zu bezeichnen. Man hat wohl v nicht theologisch interessirter Seite dem Werk vorgeworfen, da man noch immer zu sehr den Theologen erkenne. Als ob da wirklich ein Vorwurf wäre! Wer nicht selbst von religiös Erfahrungen und Kämpfen reden kann, ist gar nicht imstand eine Geschichte Israels zu schreiben, ebenso wenig wie der si an eine Geschichte der Griechen wagen sollte, der kein Gefüh keinen Sinn für künstlerische Dinge hat. Die Religion ist j doch die Seele der israelitischen Geschichte. Versuchen wir un in etwas nach Wellhausen den weiteren Verlauf der israelitische Religion klar zu machen.

Die Eroberung Palästinas, die für Wellhausen mit d Person Josuas verknüpft ist (dem ja auch die historische Existen abgesprochen worden ist), hat ein Zusammenwachsen Israe mit Kenaan zur Folge, eine in seinen Folgen kaum hoch genu zu wertende Thatsache. Es war gar nicht zu vermeiden, da viele Anschauungen und Gebräuche von den Kenaanäern übe nommen wurden. Das gilt auch vom religiösen Gebiet. Hi war ja der Satz, daß Jahve Gott Israels, Israel Volk Jahve war, noch immer der Hauptsatz, dieser Glaube allein hatte j ein ideales Band der Zusammengehörigkeit gebildet, bevor da Königtum eine staatliche Einheit schuf. Diesem Jahve abe wurde auf altkanaanischer Anbetungsstätte geopfert. Ih wurde der grüne Baum, der frische Quell zugeeignet, die eigen lich des Baal Sitz gewesen. Wie vordem Baal die Fruchtba keit des Landes bewirkt hatte, so für Israel Jahve. Er verlie Sieg und Regen. „Die Ernte war der Gradmesser, woran si ersehen ließ, wie Jahve zu Israel stand.“ Daneben wirkte Go Vergeltung, aber nur auf Erden — denn an ein Jenseits glaub man nicht —, auch eigentlich nur für die Gesamtheit. Der Ei zelne kam dabei nicht so sehr in Betracht; über ihn ging da Rad der Geschichte hinweg, ihm blieb nur Ergebung, kei Hoffnung. „Man sah das Wirken Jahves in allem, was gescha auf dem Gebiete der Natur, wo es sich im Gewitter offenbart und vorzugsweise auf dem Gebiete der Geschichte. Selten ha die Geschichte der Seele eines Volkes so an die Saiten g griffen.“ „Das höchste Wunder der Geschichte war die Offen barung Jahves durch seine Boten, seien es Männer der Th oder Männer des Worts.“ „Der Glaube erzielt auf diese Wei eine stimmungsvolle Lebendigkeit, der Begriff Gottes eine gro artige Präsenz.“ „Die Wahrhaftigkeit der Empfindung hat auch vor Widersprüchen keine Scheu. Jahve hatte unberechen bare Launen, er ließ sein Antlitz leuchten und zürnte, ma wußte nicht warum, er schuf Gutes und Böses, strafte die Sün und verleitete zur Sünde — der Satan hatte ihm damals no keinen Teil seines Wesens abgenommen. Bei alledem wurd Israel doch nicht an ihm irre.“ „Es kamen böse Zeiten, un damit trat die Nation und Religion in eine neue Periode.“

Diese bösen Zeiten kamen mit dem Eingreifen der assyr schen Weltmacht in die israelitische Geschichte. Es war d Gefahr, daß, wie bei andern Völkern, die staatliche Selbständig keit die Staatsgottheit in ihren Fall hineinziehen würde. Wen das bei dem israelitischen Volke nicht eintrat, so ist das Ve dienst allein den Propheten zuzuschreiben. Die Volksreligio sieht den Jahvedienst vornehmlich im Kultus. Bei sorgfältige Beobachtung desselben ist man der Hilfe Gottes gewiß. De Volkes Niederlage ist auch die Niederlage der Gottheit. Di Propheten lassen das gar nicht als Jahvedienst gelten. S

…neten mit aller Macht den Kampf gegen das Heidentum in Israel, gegen alles, was der Religion der Moral, der Idee des heiligen und gerechten Gottes widersprach.

Hier entwirft nun Wellhausen Bilder von Amos, dem …diger der Gerechtigkeit Gottes, Hosea, dem Propheten der …e, von Jesaja, dem Manne des Glaubens, die mit Recht …nnt und berühmt geworden sind.

Es ist der sogenannte ethische Monotheismus der Pro…ten, mit dem wir es hier zu thun haben. Jesaja begnügt … nun aber nicht bloß mit der prophetischen Thätigkeit. Er …sucht auch zu reformiren. Er sammelt um sich eine kleine …meinde von Gläubigen. Sie ist der Keim für die Gemeinde … Frommen geworden, das Vorspiel zu dem Unterschiede … wahren und nominellen Israel, zu der Trennung von …meinde und Volk. Auf diese Kreise geht doch wohl das …uteronomium (5. Buch Mosis) zurück, das versucht, auf dem …ge der Gesetzgebung den prophetischen Ideen Dauer und …rkung zu verschaffen. Erfolg hatte das Gesetz doch nur … dem Gebiete des Kultus, das noch immer als das eigentlich …igiöse galt. Die sittlichen Forderungen der Propheten waren …on lange gehört und überhört worden. Das geschah auch …iterhin. Dagegen wurden jetzt alle Anbetungsstätten außer …rusalem beseitigt. Diese Zentralisation sollte aber ganz un…rechenbare Wirkungen haben.

Denn nun bekam Jerusalem eine Bedeutung für die jü…che Religion, die sie nicht mehr verlieren sollte. Das zeigt … schon in dem Kampf des Jeremia mit seinen Zeitgenossen. …n Vertrauen auf den Schutz Gottes, dessen sie ja sicher waren — …tten sie doch seinen Tempel, hatten sie doch sein „geschriebnes …ort“ (das Deuteronomium) —, versuchten die Juden wieder selb…ändige Politik zu treiben. Ein krankhafter Chauvinismus, den …an Patriotismus, Frömmigkeit nannte, ergriff das jüdische …olk und trieb es ins Verderben. Jeremia stand allein der …asse gegenüber. Er galt als Ketzer und Afterprophet, denn …s fleischliche Vertrauen des Volkes bekämpfte er; er erschien …s Landesverräter, denn den Widerstand gegen Babel verwarf …. Er, „der letzte und in mancher Hinsicht größte Prophet,“ …tt namenlos in diesem Kampf. Aber aus diesem Leiden ward …roßes geboren. „Seine verschmähte Prophetie ward ihm die …rücke zu einem innern Verkehr mit der Gottheit; aus seinem …ittlertum zwischen Jahve und Israel entstand, da Israel …avon nichts wissen wollte, ein religiöses Privatverhältnis …wischen seiner Person und Jahve, das nicht auf enthusiastische …wischenrufe beschränkt blieb, in dem nicht bloß Jahve sich …urch ihn dem Volke offenbarte, in dem er vielmehr selber, in …ll seiner Menschlichkeit, sich vor Jahve ausschüttete. Diese Zwiesprache, in der sich seine Seele löste, ward sein mensch…liches Bedürfnis, das Brot, von dem er zehrte. Unter Schmerzen und Wehen entstand ihm die Gewißheit seiner persönlichen Ge…meinschaft mit der Gottheit, das tiefste Wesen der Frömmigkeit wurde bei ihm entbunden. Das bewegte Leben mit Gott, das er lebte, machte er nun freilich nicht zum Gegenstand seiner Lehre; er verkündete nur schroff und drohend, wie die übrigen Propheten das göttliche Gesetz. Aber als ob er doch die Be…deutung der Vorgänge in seinem Innern geahnt hätte, zeichnete er Einzelnes davon auf. Sein Buch enthält nicht bloß Reden und Weissagungen, sondern mitunter auch Konfessionen über seine Leiden und Anfechtungen und über seine verzweifelten Kämpfe, in denen er sich zwar keineswegs zur Ruhe und Selig…keit durchrang, wohl aber zum Bewußtsein des Sieges in der Niederlage. Daran hat die Folgezeit sich erbaut. Seine Er…fahrung zeugte fort und wiederholte sich in den Erfahrungen der Frommen nach ihm. Was ihn bewegte und was ihn hielt, hat auch die edelsten Geister des Judentums bewegt und ge…halten: das Leiden des Gerechten, das Wirken der Kraft Gottes in den Gebeugten und Verachteten. Er ist der wahre Vater des Gebets, in dem die arme Seele zugleich ihr untermensch…liches Elend und ihre übermenschliche Zuversicht ausdrückt, ihr Zagen und Zweifeln und ihr unerschütterliches Vertrauen. Die Psalmen wären ohne Jeremias nicht gedichtet. An seine Sprache lehnte sich die Sprache der Frömmigkeit an, und manche Gleich…nisse der geistlichen Poesie wurden aus den Schicksalen seines

Lebens gewählt. So löste sich aus der Prophetie nicht bloß das Gesetz aus, sondern zum Schluß auch noch die individuelle Religiosität.“

Diesen schönen Ausführungen, die es zum großen Teil mit Einzelcharakteristiken zu thun haben, und die weiter durch die Schilderung von der Thätigkeit Ezechiels und des Deutero…jesaja in dem Abschnitt „Die Juden im Exil“ fortgeführt wird, schließt sich mir gleichwertig an das, was über das Gesetz und namentlich über die jüdische Frömmigkeit in der persischen Periode ausgeführt wird. Gerade das Bild, das Wellhausen auf Grund der Psalmen und Proverbien, des Hiob und andrer nachexilischer Schriften von dieser entwirft, scheint mir ganz besonders gelungen. Es ist doch auf den ersten Blick auf…fällig, daß die Teile des Alten Testaments, die unsern Gefühlen am nächsten zu stehen scheinen, der Zeit „des Judentums“ entstammen. Das erklärt sich aber daraus, daß eben hier das religiöse Individuum zu seinem Recht kommt. Die Fragen nach dem Verhältnis der göttlichen Gerechtigkeit zu dem mensch…lichen Handeln, nach dem Grunde der Trübsal u. s. w. bewegen uns heute wie die Frommen jener Tage. Die Zeit des Juden…tums ist die notwendige Brücke vom Prophetismus zum Christen…tum. Aber auch hier ist es doch noch eine weitere Wande…rung. Von großem Einfluß ist der Hellenismus auf das Judentum gewesen. Denn die Meinung von einer vollstän…digen Weltabgeschlossenheit des Judentums ist verkehrt. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, das Einzelne hier vorzuführen. Wer sich darüber unterrichten will, wer erfahren will, wie aus den Richtungen der Frommen in den Psalmen, die eine genaue Korrespondenz von Lohn und That in diesem Leben behaupten, und der Gottlosen, die nicht die Existenz der Gottheit, aber ihr thatkräftiges Eingreifen in den Verlauf der Dinge leugnen, allmählich die Partei der Pharisäer und Sadducäer geworden, wie schließlich diese Parteien von den Zeloten abgelöst wurden, die den Fall Jerusalems herbeiführten, möge diese Darstellung (für die Wellhausen übrigens schon vorlängst in seiner Schrift „Die Pharisäer und Sadducäer“ eine Vorarbeit geliefert hatte) selbst nachlesen. Besonders ist hier auf den Paragraphen „Das Evangelium“ hinzuweisen, der gewissermaßen Abschluß und Krone des Ganzen ist.

„Jesus sammelte einen kleinen Kreis von Jüngern um sich, mit denen er aß und trank, die während seiner kurzen Wirksamkeit seine stehende Begleitung bildeten, sahen, wie er mit den Menschen verkehrte, und hörten, was er zu ihnen sagte. Er schulte sie nicht, er wirkte und empfand vor ihren Augen und regte sie dadurch an, ebenso zu wirken und zu empfinden. Er stellte seine Person nicht bewußt in den Mittelpunkt, er redete nicht über die Bedeutung seines Lebens und Leidens. Aber thatsächlich ging der Eindruck seiner Person über den Eindruck seiner Lehre hinaus. Er war mehr als ein Prophet, in ihm war das Wort Fleisch geworden. Die Evangelien machen den Versuch, nicht bloß seine Lehre, sondern sein Wesen in der Erinnerung festzuhalten.

„Er lebt sorglos in den einfachen und offnen Verhältnissen; in der Poesie des Südens, nicht in Not und niedriger Armut. Seine Milde ist mit Ernst gepaart, er kann auch zürnen; die Gegner läßt er ironisch seine Ueberlegenheit fühlen, und gegen die Jünger zeigt er sich zuweilen ungeduldig. Er freut sich an den Kindern, an den Vögeln, an den Blumen. Alles lehrt ihn, er liest in seinem eignen Herzen und den Herzen Andrer, er sieht in der Natur die Geheimnisse des Himmelreichs. Studirt hat er nicht; er kann die Schrift, ohne sie gelernt zu haben; er predigt wie ein Berufener und nicht wie die Schriftgelehrten. Er braucht nicht lange nachzudenken und nicht auf höhere Ein…gebung zu lauschen. Der Geist steht ihm zu Gebote, die Em…pfindungen und Worte stellen sich ungesucht ein, und in jeder Aeußerung steckt der ganze Mensch. Seine Rede ist nicht die aufgeregte der Propheten, sondern die ruhige der Weisen. Er giebt nur dem Ausdruck, was jede aufrichtige Seele fühlen muß. Was er sagt, ist nicht absonderlich, sondern evident, nach seiner Ueberzeugung nichts andres, als was bei Moses und den Pro…pheten steht. Aber die hinreißende Einfachheit unterscheidet ihn von Moses und den Propheten und himmelweit von den Rab…

binern. Die historische Belastung, unter der die Juden erliegen, hat ihm nichts an; er erstickt nicht in dem Geruch ihrer alten Kleider. Eine Eins ersteht in der wüsten Masse, ein Mensch aus dem Schutt, den die Zwerge angehäuft haben. Er findet die Quelle unter der Verschüttung, er präzisirt die Quintessenz aus dem Niederschlag der geistigen Erfahrung von Jahrhunderten. Er stößt das Zufällige, Karikirte, Abgestorbne ab und sammelt das Ewiggiltige und Menschlichgöttliche in dem Brennspiegel seiner Individualität. Ecce homo — ein göttliches Wunder in dieser Zeit und dieser Umgebung."

Mit diesem Auszug mag unsre Skizze schließen. Wenn man auch in vielen Einzelheiten von Wellhausen abweichen mag, und wie ist das bei dem mangelhaften Zustande der Quellen anders möglich, so wird jeder, dem nicht Vorurteil und Unkenntnis die Sinne blenden, gestehen, daß wir in Wellhausen einen Gelehrten haben, der mit der eindringendsten, schärfsten Einzelkenntnis den Blick eines großen Historikers und die Gabe einer ganz hervorragenden Gestaltungskraft verbindet. Er ist der erste Gelehrte auf dem Gebiete des Alten Testaments nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen Zunft der Hebräisten unsrer Gegenwart überhaupt. Meinhold

---

Der Uebertritt des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen zur katholischen Kirche

2. Der Uebertritt und seine geschichtliche Bedeutung

Die Konversion des Kurfürsten Friedrich August II. war schon lange betrieben worden, ehe die Aussicht auf die polnische Thronfolge bei dem religiös gleichgiltigen Fürsten durchschlug. Mit welch sichern Erwartungen sich die Jesuiten trugen, bezeugt eine Aeußerung des Jesuitenpaters Falk in Fugau in Böhmen, der noch zu Lebzeiten des Königs Johann III. Sobieski von Polen am 22. Mai 1696 dem kleinen Häuflein der dortigen Lutheraner, die sich in dem fast ganz von sächsischem Gebiet umschlossenen und auch nach Sachsen eingepfarrten Dorfe länger als im übrigen Böhmen gehalten hatten, drohend zurief: „Es wird nicht lange währen, so wird ganz Sachsenland katholisch werden; der Kurfürst hat schon den Anfang gemacht."

Ein Zeitgenosse Augusts, der ihn und seinen Hof genau kannte, schreibt: „Man sagt, August habe die Religion verändert. Ich würde es zugeben, wenn ich gewiß wüßte, daß er zuvor eine gehabt hätte. Es ist bekannt, daß er von Jugend auf ein kleiner Freigeist war, der nicht mehr glaubte, als was viele unsrer Fürstenkinder insgemein zu glauben pflegen, nämlich daß ein Gott im Himmel ist, sie aber als Fürsten auf Erden thun können, was sie wollen." Von seiner eifrig lutherischen Mutter Anna Sophia von Dänemark hatte er eine fromme Erziehung genossen. Spener hatte ihn konfirmirt. Doch war er ohne tiefern religiösen Sinn. Das Fleisch, das bei seinen protestantischen Vorfahren von der Macht des angeerbten Kirchenglaubens niedergehalten wurde, hatte bei ihm die Herrschaft. Er war eine überaus reich ausgestattete Natur. Eine edle Gestalt von unerhörter Leibesstärke, von majestätischer Haltung und vollendet vornehmen Manieren, aller ritterlichen Künste Meister, unerschrocken, sachkundig im Kriege wie im Staatsrat, feinen, gewandten und gebildeten Geistes, von Natur wohlwollend und großmütig, geschickt mit Menschen umzugehen, von unwiderstehlichem Zauber — was hätte aus diesem Fürsten werden können! Aber er war dabei durch und durch sinnlich, eitel, prunkliebend, falsch und gewissenlos. In der hohen Stellung, zu der er berufen war, sah er nur den Schlüssel zu den höchsten Genüssen des Lebens. Er ging feinern und geistigern Vergnügungen nach, als dem plumpen Zechen und Jagen, an dem seine Vorfahren ihre Freude gefunden hatten. Seine Göttin war die Schönheit. In ihm ist der Uebergang vollzogen von jener trotz aller offiziellen Kirchlichkeit in Roheit, Schwelgerei und krassen Aberglauben versunkenen ältern zu einer neuen, freiern, feinern, gebildetern, aber auch raffinirtern, ausschweifenden und liederlichen Zeit. Das Ideal jenes Zeit-

alters war der Hof von Versailles. Friedrich August hatte il als siebzehnjähriger Prinz auf einer zweijährigen Reise du Frankreich, Spanien und Italien zweimal besucht und nich Gutes dort gelernt. Wir können von den Abenteuern ni erzählen, denen er zu Versailles und Madrid, sowie in d Kirchen von Venedig oft unter Lebensgefahr nachging, und denen er als Urbild dessen erscheint, was man einen Don Ju nennt. Auch von dem Lasterleben, das er als Kurfürst Dresden und als König in Polen führte, schweigen wir.

Jedenfalls war ein solcher durchaus sinnlich gearteter u weltlich gerichteter Fürst nicht der Mann, aus irgend einem tiefe Beweggrunde einen Religionswechsel zu vollziehen. Was ih durch die Einflüsse der Jesuiten, des römischen Stuhls u des Kaiserhofs wahrscheinlich schon lange nahegelegt worde war, wurde plötzlich ausgeführt, als die erledigte polnisc Königskrone lockte. Am 1. Juni 1697 räumte er ohne B denken das Hindernis hinweg, das ihn von ihr trennte u trat in Baden bei Wien, vorerst noch im geheimen, zu römischen Kirche über. Sein Bekehrer war sein Vetter Christia August von Sachsen-Zeitz, Bischof von Raab, der spätere Ka dinal von Sachsen. Was der Glaubenswechsel angebahnt hatt das half das gute sächsische Geld vollenden: August erlangt mit dessen Hilfe wirklich seine Wahl in Polen und wurde do am 27. Juni 1697 zum König ausgerufen. Am 4. Juli muß in allen Kirchen Sachsens ein feierlicher Dankgottesdienst fü die dem Kurfürsten und mit ihm dem Lande widerfahrne hoh Ehre abgehalten werden. Das lutherische Volk aber sang i den Dresdner Kirchen nach Beendigung des feierlichen Tedeum aus freiem Antriebe das Lied: Ach, bleib bei uns, Herr Jes Christ.

Die Nachricht von dem Uebertritte des Fürsten erfüllt das ganze Land mit Schrecken. Die beiden Kurfürstinnen, August Mutter, Anna Sophia eine geborne Prinzessin von Dänemark, un seine Gemahlin Christiane Eberhardine eine geborne Prinzessin vo Brandenburg-Bayreuth, waren streng lutherisch. Letztere schlo sich, als sie von dem Abfall ihres Gatten hörte, in ihr Zimme ein und ließ sich erst nach einem Monat wieder sehen. Si weigerte sich lange Zeit, den Titel einer Königin anzunehme und sich als solche von den Ministern beglückwünschen zu lassen Nach den polnischen Krönungsbestimmungen mußte nicht nu der König, sondern auch die Königin vor der Krönung römisch katholisch sein. Der König mußte also, wenn seine Krönun nicht angefochten werden sollte, seine Gemahlin zur katholische Kirche bekehren. Aber sie ließ sich nicht bekehren. Wohl macht sich der Kardinal von Sachsen auf, sie mündlich zu bearbeiten wohl wandte sich der König an seine Mutter, sie möchte sein Gemahlin überreden, nur überhaupt erst einmal nach Polen zu kommen, sie brauche den Glauben nicht zu wechseln. Sie ha niemals einen Fuß über die polnische Grenze gesetzt. Innerlic war sie von ihrem Gemahl schon längst geschieden durch di Untreue, deren er sich vom Anfang ihrer Ehe an schuldig ge macht hatte. Jetzt zog sie sich auch äußerlich zurück und lebt meist in Torgau, später auf dem Schlosse Pretsch, mit de Erziehung mehrerer fremder Prinzessinnen beschäftigt, an dene sie Mutterstelle vertrat.

Zur Beruhigung des durch seinen Uebertritt aufs tiefst erregten Volks erließ August das Mandat von Lobskowa von 7. August 1697, das mit der Behauptung begann, daß er nich etwa aus Konsideration einiger Würden oder Nutzens, sonder allein Gott vor Augen habend, den römisch-katholisch-apostolische Glauben unlängst angenommen habe, und dann versprach, da er seine lieben Landstände und Unterthanen bei dero Augsbur gischen Konfession, hergebrachten Gewissensfreiheit, Kirchen Gottesdienst, Zeremonien, Universitäten, Schulen und for allen andern, wie dieselben solche anjetzo besitzen, allergnädigs kräftig erhalten und handhaben, sodann auch niemand zu seine jetzo angenommenen katholischen Religion zwingen, sondern jedwedem sein Gewissen frei lassen werde.

Es ist nicht Augusts und seines Nachfolgers Verdienst daß dieses Versprechen gehalten worden ist. Wenn er auc für seine Person religiös gleichgiltig war, so würde er ohn allen Zweifel dem Drängen des Papstes und seiner jesuitische

ngeber nachgegeben haben, die hofften, daß der Bekehrung Fürsten die des Landes folgen werde. An dreisten Verʒen, den durch die Landesgesetze verbotnen katholischen Kultus ntlich in Sachsen einzuführen, hat es nicht gefehlt.

In einem von August unter dem 29. September 1697 aus kau erlassenen und von dem Bischof von Raab, dem damaligen oßkanzler, gegengezeichneten Mandat heißt es ausdrücklich, daß wegen verbotnen Exerzitii fremder Lehre, Religion und tesdienst bei dem Landtagsabschied von 1695 bleiben solle. d aber wurden die dort festgestellten Grenzen doch überitten. Zur Leipziger Neujahrsmesse 1700 erlaubte er dem begleitenden Nuntius in seinem Quartier unter großem auf des Volks deutsch zu predigen, worauf natürlich die herischen Prädikanten sofort Kontroverspredigten hielten. Am ündonnerstag 1708 wurde nach Abzug der Schweden die dem alten Opernhause umgebaute katholische Schloßkapelle, erst kürzlich niedergerissen worden ist und zuletzt als Staatshiv gedient hat, mit öffentlichem Gottesdienste eingeweiht. guft schrieb bei dieser Gelegenheit an den Papst:

Mit dieser Hauptkirche werde ich, fest entschlossen, unter den heiten Auspizien Ew. Heiligkeit die katholische Religion in allen meinen aaten wieder aufblühen zu lassen, meine Aufgabe keineswegs für erigt erachten; diese Mutter wird in kurzer Frist, wenn der Himmel ine Bemühungen segnet, viele Töchter haben.

Für die Mission in Leipzig wurden 1200 Thaler ausgeworfen, r katholische Klerus stark vermehrt und reich besoldet. Zu ingsten 1708 kam der 1706 zum Kardinal erhobne Bischof n Raab nach Dresden, hielt ein glänzendes Pontifikalamt, ß etliche Tage zur Beichte und erteilte die Firmung. Die tholischen Missionare wurden vom Papste angewiesen, überall it Bescheidenheit und gewinnender Milde aufzutreten. Der tholische Klerus durfte keine Accidentien nehmen. 1710 kam Begleitung des päpstlichen Nuntius Annibale Albani der esuit Salerno in Verkleidung eines Hofkavaliers nach Dresden d blieb nach Abreise des Nuntius daselbst. Im Juni 1710 urde in Leipzig die erste öffentliche Messe gelesen. In Dresden auften die Jesuiten unter fremdem Namen ein Haus und erchteten darin eine Erziehungsanstalt, das jetzige Josephinenift, Priester besuchten Kranke und Gefangne, boten Geld und erlockten Kinder und Dienstboten. Die katholischen Missionare eigten ein päpstliches Dekret vom 4. Oktober 1710 vor, worin llen früher vom Katholizismus abgefallnen Personen nicht ur Amnestie für den Abfall und alle etwa begangnen Verrechen, sondern auch Wiedereinsetzung in Ehren und Würden erheißen wurde.

Also an Seelenfängerei hat es trotz Augusts feierlichem Versprechen nicht gefehlt. Wie wenig die Stände seinen Versprechungen trauten, beweist, daß er ihnen nach jener ersten Religionsversicherung vom 6. August 1697 nach einander noch ünf Religionsversicherungen hat geben müssen. Seine Nachfolger auf dem Thron haben, zumeist bei ihrem Regierungsantritt, diese Religionsversicherungen im ganzen noch sechsmal wiederholt, bis durch die Verfassungsurkunde vom 4. September 1831 eine solche Versicherung überflüssig geworden ist. Der Festigkeit der Stände, die jede Geldbewilligung von einer solchen Religionsversicherung abhängig machten, sowie der überaus widerstrebenden Stimmung des Volks ist es zu verdanken, daß Sachsen vor weitern Folgen des Uebertritts Augusts bewahrt geblieben ist. Als das Oberkonsistorium angewiesen wurde, das öffentliche Singen der beiden Lieder: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und: O Herre Gott, dein göttlich Wort zu untersagen, erklärte es, daß diesem Befehl nicht gehorcht werden könne.

Die Ausübung des Summepiskopats über die evangelisch-lutherische Landeskirche ging an eine aus Lutheranern bestehende Behörde über. Zunächst wurden die Geschäfte der evangelisch-lutherischen Kirche durch das Geheime-Rats-Kollegium besorgt, dann durch das Geheime Konsilium, 1817—31 durch den Geheimen Rat und seit 1831 durch „die in evangelicis beauftragten Staatsminister.“ Eine Stärkung gegen etwaige Bekehrungsgefahren verdankten die Sachsen auch dem Besieger Augusts, dem König Karl XII. von Schweden, der in den Altranstädter Frieden ausdrücklich die Bestimmung aufnehmen ließ, daß im Religionszustande des sächsischen Landes nicht das Geringste geändert werden und die Katholiken unfähig sein sollten, jemals eine Kirche, Schule, Akademie oder Kloster in Sachsen zu besitzen. Die Bestimmungen dieses Friedens sind erst im Posener Frieden, den Sachsen 1806 mit Napoleon I. schloß, abgeändert worden, der den Katholiken in Sachsen völlige bürgerliche und kirchliche Gleichberechtigung mit den Lutheranern brachte und ihren Kirchen Glocken zugestand.

Die Päpste unterließen es nicht, dem neuen Könige die Förderung der katholischen Religion in Sachsen immer wieder dringend ans Herz zu legen. Klemens XI. drängte ihn durch den Fürsten von Fürstenberg, mehr Eifer, als bisher, in der Sache zu bezeigen. Bereits bei seinem eignen Uebertritt 1697 hatte August auch den künftigen Uebertritt des Kurprinzen, seines einzigen Sohnes von seiner Gemahlin zugesagt. Am 4. September 1701 versprach er dem Papste die katholische Erziehung des Kurprinzen mit der Beteuerung, daß er für den heiligen Stuhl selbst sein Blut zu verspritzen entschlossen sei, deutete aber an, daß seine augenblickliche Lage noch Schwierigkeiten biete. Fünf Monate später versprach er wieder den protestantischen Ständen, daß die Edukation Ihrer Hoheit zu Gottes Ehren und des Landes Konsolation und vergnüglichem Besten geschehen solle. Der nordische Krieg und namentlich der Einfall des lutherischen Karl XII. in Sachsen ließen die päpstliche Ungeduld wieder warten. Endlich sandte der Papst 1710 den Nuntius Albani und den Jesuiten Salerno nach Dresden, um den König wegen der Erziehung seines Sohnes zu bearbeiten. August gab ihnen die bündige Zusage, seinen Sohn auf Reisen schicken und bekehren lassen zu wollen. Der Papst ließ im April 1710 ein Tedeum in der Peterskirche anstimmen „wegen Fortgangs der katholischen Religion in Sachsen“ und brachte die Zusage des Polenkönigs in feierlichem Konsistorium an die Oeffentlichkeit, sodaß man kurz darauf davon in der Zeitung las.

Der Kurprinz Friedrich August war inzwischen, da sein Vater beständig auf Reisen war, bei seiner Großmutter, der streng lutherischen Kurfürstin-Witwe Anna Sophia, in Lichtenburg bei Torgau herangewachsen. Gemäß der Eheberedung von 1693 war er lutherisch erzogen worden und hatte einen lutherischen Hofmeister, Herrn von Miltitz. Als er vierzehn Jahre alt war, trug er Verlangen nach der Kommunion. Anna Sophia meldete dies dem Könige, dieser aber suchte mit allerlei Winkelzügen die Konfirmation seines Sohnes hinauszuschieben. Die Großmutter jedoch, die wohl wußte, wohinaus die Anschläge des Königs gingen, ließ sich nicht einschüchtern, und so wurde der Kurprinz am 9. Oktober 1710 im Beisein seiner Mutter durch den Oberhofprediger Dr. Pipping feierlich konfirmirt und ging am nächsten Tage mit den beiden Fürstinnen zum erstenmale zum heiligen Abendmahl. Als der Papst diese Nachricht empfing, schrieb er an den König: „Die Thränen, die wir darob mehr aus dem Herzen, als aus den Augen vergossen, strömen gewaltiger, sobald wir uns nur hieran erinnern.“ August entschuldigte sich mit der Unwahrheit, er habe den Befehl erteilt, daß sein Sohn die lutherische Religion nicht annehme, man habe es ihm auch versprochen, aber er sei getäuscht worden. Da erschien im Anfang des Jahres 1711 der Kardinal von Sachsen in Dresden. Jetzt erhielt der Kurprinz einen streng katholischen Oberhofmeister, den Grafen Joseph Kos, Palatin von Livland, und sein Vater nahm ihn mit nach Polen. Auf der Rückreise trafen sie in Prag wieder mit dem Kardinal von Sachsen zusammen. Hier wurde der Hofstaat des Kurprinzen völlig verändert; er erhielt lauter Katholiken in seine Umgebung. Sobald der König in Dresden ankam, sandte er seinen Beichtvater, den sechsundachtzigjährigen Pater Vota, zum Papst nach Rom. Das alles erregte Verdacht. Doch besuchte der Kurprinz nach wie vor den lutherischen Gottesdienst in Dresden und ebenso in Frankfurt a. M., wohin er Ende 1711 zur Kaiserkrönung reiste. Von Frankfurt aber wurde er nach Italien geschickt, angeblich zum Karneval in Venedig. 1712 kam der König wieder nach Dresden und begehrte vom Landtage Truppen, Pferde und dreizehn Tonnen

Goldes für den polnischen Krieg. Die Stände benutzten diese Gelegenheit, ihn an sein Versprechen vom 8. Februar 1702 in Betreff seines Sohnes zu erinnern, der sich jetzt in dem gefährlichen Italien befände. August vertröstete sie auf die baldige Rückkehr des Prinzen und ließ wiederholt durch seine Minister die Standhaftigkeit seines Sohnes in der lutherischen Religion „bei den ihm aufstoßenden mächtigen Versuchungen“ preisen.

In der That hat der arme Knabe eine Zeit lang Standhaftigkeit bewiesen. Als er erkannte, was man mit ihm vorhabe, erklärte er, daß er dem Glauben seiner Mutter und Großmutter treu bleiben werde. Er schrieb am 9. Januar 1712 an seinen Vater:

Ich bitte Ew. Majestät, mir zu erlauben, im kommenden Frühling nach Deutschland zurückzukehren oder eine Reise nach Holland zu machen, da ich für dieses Land mehr Neigung habe als für Italien.

Seiner Großmutter gegenüber legte er mehr als einmal das Bekenntnis ab:

Ich verspreche, daß ich niemals so niederträchtig sein werde, mir eine so unwürdige und ehrlose Sache zu Schulden kommen zu lassen, als meine Religion zu wechseln.

Mehrere evangelische Fürsten suchten sich des bedrängten Knaben anzunehmen. Der dänische Hof ließ August daran erinnern, daß die Thronfolge seines Sohnes in Dänemark — er führte schon den Titel: „Erbe von Dänemark“ — an die lutherische Religion gebunden sei; die Königin Anna von England mahnte, den Knaben aus Italien zurückzuziehen und lud ihn zum Besuch nach England ein. August erwiderte ihr unter dem 30. September 1712, daß er niemals die Absicht gehabt habe und auch jetzt nicht habe, seinen Sohn übertreten zu lassen. Diesem aber schrieb er, als ihm die Sache zu lange dauerte:

Ich sage Ihnen, daß mein Rat und Wille ist, daß Sie die katholische Religion annehmen, außerhalb deren Sie nicht selig werden können, sondern auf ewig verloren sind. Ihr Gewissen gebietet es, Gott will es, und der König, Ihr Vater, wünscht es mit Sehnsucht. Es ist das eine Sache, von der meine Ruhe und Ihr zeitliches und ewiges Heil abhängt.

Noch dauerte die Gegenwehr des Prinzen bis zum November. Endlich am 27. November 1712 schwur er in Bologna den Glauben ab, in dem er getauft, erzogen und konfirmirt worden war. Sein ihm von den Jesuiten vorgelegtes Glaubensbekenntnis schloß mit den Worten: „Ich will auch, soviel an mir ist, allen Fleiß anwenden, damit dieser Glaube von meinen Unterthanen gehalten, gelehrt und gepredigt werde. Das verheiße, gelobe und schwöre ich, so wahr mir Gott helfe und diese heiligen Evangelien Gottes.“ Fünf Jahre lang ward dieser Uebertritt geheim gehalten. Der Prinz wurde in Italien, Frankreich und Oesterreich herumgeführt und betrat den Boden seines Vaterlands nicht. Auch bis Rom kam er nicht. Fünf Jahre lang ließ man ihn keine Kirche betreten, um das Geheimnis nicht zu verraten. Wohl gingen allerlei Gerüchte über ihn umher, aber in Sachsen war man doch guter Zuversicht, und die Mutter und Großmutter getrösteten sich seiner Standhaftigkeit. Endlich starb im Jahre 1717 die alte Kurfürstin-Witwe Anna Sophia, auf die der König Rücksicht genommen hatte. Sobald sie die Augen geschlossen hatte, wurde der Uebertritt des Kurprinzen veröffentlicht. Am 11. Oktober 1717 ließ der Prinz zu Wien in seinem Zimmer den Nuntius Spinola die Messe lesen, trat sodann auf die anwesenden sächsischen Höflinge zu und redete sie an: „Nun, ihr Herren, jetzo wißt ihr, was ich bin: folgt mir bald nach!“ Am nächsten Sonntag nahm er bei den Jesuiten das Abendmahl. Der König gab die öffentliche Erklärung ab: es sei dem Prinzen von Jugend auf vollkommne und ungehinderte Gewissensfreiheit gelassen worden, er habe jedoch einen besondern Trieb und Neigung, sich zur römisch-katholischen Religion zu begeben, bei sich verspürt und habe sich vor kurzem in Wien öffentlich zu derselben bekannt, weilen er nach seltsamer Ueberzeugung befunden, daß es sich vor ihn, als einen königlichen Prinzen nicht schicken würde, die von ihm allbereits vor fünf Jahren angenommne Religion länger zu verbergen.

Dennoch erntete Rom von diesen Uebertritten nicht die volle Frucht, die es erhofft hatte. Das sächsische Volk hielt

jetzt um so zäher und eifersüchtiger an seinem lutherisch Glauben fest. Durch seinen Nepoten, den Kardinal Alba suchte Innocens XI. die zweihundertjährige Jubelfeier der R formation in Sachsen zu hintertreiben; aber umsonst: das F wurde vielmehr an drei Tagen begangen. Im Jahre 172 kam es sogar in Dresden zu einem Volkstumult aus Anl der Ermordung des lutherischen Archidiakonus Mag. Hahn der Kreuzkirche durch den katholischen Trabanten Leubler. M glaubte, der Mord sei von dem katholischen Geistlichen a gestiftet, und hielt alle lutherischen Prediger für bedroht. D Katholiken wurden die Fenster eingeworfen und nur durch d kräftigen Maßregeln des Gouverneurs, Grafen Wackerbart wurde die Ruhe wieder hergestellt. Bereits eine Bu Klemens XII. vom 22. Juni 1731 mußte klagen, daß d sächsischen Unterthanen, die ihren Fürsten folgten, da sie irrte ihnen nicht auch folgen wollten, da sie resipiszirten; auch d die andern Zweige des Hauses Wettin dem großen Beispi des Königs August und seines Sohnes nicht gefolgt seien. D der Papst meinte, daß das Haupthindernis, warum sich d sächsischen Herren nicht bekehrten, die in ihrem Besitz befin lichen säkularisirten geistlichen Güter seien, die sie wieder z verlieren fürchteten, so schenkte er sie großmütig ihren de zeitigen Besitzern, obgleich sie schon seit zweihundert Jahren d Kirche nichts mehr angingen, und verbot den einzelnen kath lischen Kirchen bei der Ungnade der Apostel Petrus und Paulu auf diese Güter Anspruch zu erheben.

Einzelne Konversionen von Höflingen und Hofbediensteten blieben natürlich nicht aus. Besonders unter Friedrich August II wurden die Konvertiten ungebührlich bevorzugt. Er hatte d Ehre, eine kaiserliche Prinzessin, eine der nachgelassenen Tocht des verstorbnen Josephs I. heimführen zu dürfen. Es m boshaft und übertrieben sein, was ein Zeitgenosse über s schreibt:

Ihre Majestät die Königin ist sehr fromm, ihre Andachtsübunge machen sie aber um nichts besser. Sie thut nichts, als läßliche Sünde begehen und um Vergebung derselben beten. Sie ist über alle B schreibung häßlich und über allen Ausdruck boshaft. Die Italien werden hier sehr begünstigt. Die Königin ist durchaus nicht belie und verdient es auch nicht; denn sie thut niemandem Gutes, auß Konvertiten, und auch diesen nur sehr wenig.

Jedenfalls aber wurde durch das hochmütige und bigot Wesen dieser Königin der Hof, der unter August dem Starke seines Glanzes wegen beim Volke sehr beliebt gewesen wa völlig vom Volke isolirt. Friedrich August III. blieb eifr der katholischen Kirche ergeben. Die katholischen Priester r gierten unter ihm den Hof in Gemeinschaft mit dem Grafe Brühl, der durch sie zu seiner allmächtigen Stellung gelang war. Unter ihm wurde 1739—51 die katholische Hofkirc in der Altstadt durch den Italiener Chiavari erbaut. D Königin Maria Josepha hat das Josephinenstift und das k tholische Krankenstift gegründet und in Verbindung mit de letztern die katholische Kirche in der Friedrichstadt erbaut.

Der Lebenswandel, den die beiden ersten katholische Kurfürsten Sachsens führten, hat vor den Augen der We nicht den Beweis für die Wahrheit ihres neuen Glaubens g leistet. Sachsens Stellung im deutschen Reiche wurde dur die Konversion des Kurhauses zunächst äußerlich nicht geänder Kursachsen gehörte nach wie vor zum Corpus evangelicorum, j es behielt das Direktorium desselben auf dem permanente Reichstag zu Regensburg bei. Der Präsidialgesandte wa stets ein lutherischer Edelmann. Thatsächlich ging freilich di Vertretung der evangelischen Interessen immer mehr auf Kur brandenburg über. Und die Geschichte hat schließlich ein ernste Urteil gesprochen, indem seit Friedrich dem Großen das evan gelische Preußen zu der leitenden Rolle in Deutschland ge langte, die bisher Sachsen zu gebühren schien, ihm aber teil durch die kurzsichtige Politik der frühern Kurfürsten, teils durc die frivole Aufopferung des evangelischen Glaubens von Seite des Fürstenhauses verloren gegangen ist. Streit

Ist die Deportation vom christlichen Standpunkte aus zu rechtfertigen?

1

Warnecks Allgemeine Missionszeitschrift brachte zu Ende des vorigen Jahres einen Aufsatz des Divisionspredigers Fabarius, der als Sonderabdruck unter dem Titel „Deportation von Verbrechern nach den deutschen Kolonien?“ (im Verlag von Martin Warneck, Berlin, 1896) erschienen ist und einen geharnischten Protest gegen alle Versuche und Bestrebungen einlegt, die unter dem Namen Deportation bekannte Strafvollzugsart für Deutschland fruchtbar zu machen. Fabarius legt diesen Protest ein aus sachlichen Gründen, die in der praktischen Ausführung dieses seiner Meinung nach kriminalpolitisch verfehlten Gedankens liegen, hauptsächlich aber aus sittlich religiösen Erwägungen, da „die eine Thatsache bisher noch von keiner Seite bestritten, ja mitunter als eine nicht unerfreuliche Folge offen anerkannt wird, die Thatsache, daß die Deportation die eigenartige Entwicklung, die Kultivirung und die Christianisirung der Eingebornen in den Deportationsgebieten hindert und unmöglich macht, daß sie die größten leiblichen, sittlichen und sozialen Schäden für die Urbevölkerung zeitigt, ja diese auf den Aussterbeetat setzt.“ Möchte nun die Verbringung von Strafgefangnen nach Kolonien zwecks Verbüßung von Strafen und Ansiedlung in tropischen Ländern in kriminal- und sozialpolitischer Hinsicht auch noch so rentabel und aussichtsvoll sich gestalten, so müßten doch gegen diese Strafvollzugsart die allergewichtigsten Bedenken erhoben werden, wenn diese Kritik an der Deportationsstrafe richtig, und von dem Standpunkt christlicher Sittlichkeit aus die Deportation nicht nur nicht zu rechtfertigen, sondern im höchsten Grade zu verwerfen wäre.

Fabarius hat mit anerkennenswertem Fleiße und mit großer Sachkenntnis die auf die Deportationsfrage sich beziehende Litteratur gründlich zu erforschen gesucht. Aber prinzipiell abgeneigt, wie er von vornherein dieser Idee gegenüberstand, hat er es nicht über sich vermocht, ohne alle Parteileidenschaft rein sachlich dem Urteil derer gerecht zu werden, die in der Transportation unsrer langjährigen Verbrecher nach den Kolonieen den praktischsten Weg zur wirtschaftlichen Erschließung unsrer Kolonien einerseits und die pädagogisch heilsamste Strafvollzugsart andrerseits erblicken. Infolgedessen bedarf die Frage noch sehr wohl einer Antwort, ob die Deportationsstrafe vom christlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen ist.

Das epochemachende Werk, das zuerst in Deutschland einem günstigen Urteil über die Deportation den Weg bahnte, ist Holtzendorffs Buch „Die Deportation“ (Berlin, 1859). Holtzendorffs Urteil über die Deportation gipfelt im wesentlichen in folgenden vier Schlußsätzen:

1. Die Deportation vermag den einzelnen Strafzwecken in derselben Weise zu genügen wie jede andre Freiheitsstrafe. 2. Sie wirkt im großen und ganzen als Strafübel ebenso gleichmäßig oder ebenso ungleichmäßig wie jede andre Strafe auf den einzelnen Verbrecher. 3. Sie ist ganz vorzugsweise und mehr als jede andre Strafe für den Besserungszweck nutzbar zu machen, soweit als dieser in der Sicherung der äußern, materiellen Bedingungen der Existenz zu erfüllen ist. 4. Sie ist in ihrer Ausführung künstlicher und schwieriger als die andern einheimischen Strafen, weil ihr innerer Gehalt und ihr Verhältnis zu den Strafzwecken abhängig ist von dem Ortscharakter der Kolonien, ein Abhängigkeitsverhältnis, das bei den übrigen Freiheitsstrafmitteln nicht existirt. (a. a. O. S. 639 f.)

Holtzendorffs günstiges Urteil blieb solange unbeachtet, als für Deutschland die Vorbedingung zur Deportation, der Besitz von Kolonien fehlte. Seit dem Jahre 1878, wo noch die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft diese Frage ablehnend behandelte, namentlich aber seit 1884 beginnen sich bei uns die Stimmen zu mehren, die für die Deportation eintreten, ebenso aber auch die, die diesen Gedanken mit allen Mitteln bekämpfen. Wie nun unbedingte Lobeserhebungen oft zuviel beweisen, so haben unbedingte Verdammungsurteile, wie die von Fabarius, auch keinen Wert, da beide nichts mehr als eine vorgefaßte Meinung bekunden. Wenn man deshalb zu einem ruhigen Urteil über die Frage gelangen will, ob die Verbringung von Verbrechern nach Kolonien eine Strafvollzugsart ist, die vom christlichen Standpunkte zu billigen sei, so muß man die gegen sie vorgebrachten Gründe nach ihrem realen Werte prüfen, um zu einem Schlusse zu gelangen, ob diese Methode des Strafvollzugs ethisch beachtenswerte Erfolge verbürgt oder nicht.

In einer höchst lesenswerten Ausführung schildert Fabarius (a. a. O. S. 5), daß der Strafvollzug unsrer heutigen Gefängnisse und Zuchthäuser weder bessert noch abschreckt, daß die für das Gefängniswesen allein in Preußen aufzuwendenden jährlichen Mittel einige Millionen verschlingen und ein fast völlig unproduktives Kapital darstellen. Der Gewerbetreibende klagt über die Konkurrenz der Gefängnisarbeit und die Kriminalisten über die erziehliche Wertlosigkeit der Gefängnisse und Zuchthäuser, die weiter nichts seien als Brutstätten der Rückfälligkeit. Fabarius selbst sagt:

So drängen allerdings diese sozialhumanen Gesichtspunkte mit zwingender Gewalt hin auf eine Neuordnung unsers Strafvollzugs. Der Ruf „Fort mit den Zuchthäusern“ wird um so lauter erschallen, je mehr die Zahl der Verbrecher wächst: im deutschen Reich von 329 986 Verurteilten im Jahre 1882 auf 381 450 im Jahre 1890, und darunter die erschreckende Zunahme der jugendlichen, zwischen 15 und 18 Jahren — von 30 719 im Jahre 1882 auf 46 496 im Jahre 1892 — eine Steigerung um 51,4 Prozent in zehn Jahren. Wo soll das hinaus! Kurze, besonders verschärfte Freiheitsstrafen und harte Arbeit erscheint da als die nächstliegende Verbesserung der Strafmittel; dazu drängen die eigenartigen Schäden des Gefängniswesens auf eine grundlegende Aenderung; nutzbringende Beschäftigung der Gefangnen im Dienste der Allgemeinheit und der staatlichen Kulturaufgaben einerseits und möglichst erleichterte Ueberleitung der Verurteilten von ihrer Strafarbeit zu geordnetem Erwerbsleben für sich und ihre Familie andrerseits, das legt allerdings den Gedanken an Strafkolonisation *rein theoretisch* nahe.

Zu diesen kriminalpolitischen Erwägungen treten kolonialpolitische Gründe hinzu, da man in den Sträflingen hofft, die Pioniere für ein neues Deutschland gefunden zu haben, die z. B. in Südwestafrika durch Errichtung von Stau- und Bewässerungsanlagen oder durch den Bau von Verkehrswegen den wirtschaftlichen Erschließungsprozeß dieser Länder in Angriff nehmen und beschleunigen sollen. Völlig übersehen hat Fabarius an dieser Stelle, daß eine der tiefsten Ursachen der Kriminalität in der Uebermenge an Menschen zu suchen ist, wogegen die von Jahr zu Jahr vom Ausland erschwerte und infolgedessen immer geringer werdende Auswanderung aus Deutschland kein Gegengewicht mehr bietet. Diesen Tausenden von Deutschen, die jährlich bereit sind, als Pioniere des Vaterlandes in die Arbeit zu treten, gilt es, den Weg in die Kolonien einigermaßen zu ebnen.

Die Methode, auf solche Weise unkultivirte, fast menschenleere Länder durch Sträflinge zu kolonisiren, ist von England in Australien ausgebildet worden, indem Arthur Philipp, der erste und tüchtigste englische Gouverneur in Australien, in der Bucht, wo heute die Stadt Sidney liegt, eine Strafkolonie anlegte. Die Resultate, die erzielt wurden, waren glänzend. In einem Aufsatz über Strafkolonisation und Errichtung überseeischer Strafanstalten (Preußische Jahrbücher, 81. Band, 3. Heft, September 1895, S. 502 ff.) weist Regierungsrat Freund nach, daß, ein wie trübes Bild auch die Geschichte der englischen Deportation nach Nordamerika entrollt, doch das Resultat feststeht, daß die Sträflinge dort die Urwälder gelichtet, die fieberatmenden Sümpfe getrocknet, dem Boden die ersten Ernten entlockt haben. In Maryland und Virginien haben sie den Tabakbau zur ertragreichsten Erwerbsquelle der neuen Welt gemacht. Von den australischen Kolonien muß auch Fabarius gestehen, daß nach den zwei bis drei ersten Jahrzehnten der Deportation um das Jahr 1815 in Neu-Südwales 13 600 Freigelassene lebten und angesiedelt waren. Fabarius sucht diesen Erfolg abzuschwächen durch den Hinweis, daß nach der heutigen Statistik in Deutschland, wo niemand dem Entlassenen ein Landgut schenkt, jeder vierte Gefangne überhaupt nicht wieder Strafobjekt wird und sogar jeder zweite nach nur einmaligem Rückfall sich wieder in dem geordneten Rechtsleben zurechtfindet. Dieser Einwand erledigt sich einfach dadurch, daß diese einmalig bestraften Elemente sicherlich nicht auf das Konto des Strafvollzugs zu setzen sind, sondern soviel moralische Energie noch besessen haben, daß auch das Gefängnis dieselbe nicht gänzlich ruiniren konnte. Diese Elemente kommen selbstverständlich für eine vernünftige Deportation überhaupt gar nicht in Betracht, sondern das Bedürfnis nach Deportation legen nur die Sträflinge nahe, die man unter

den heutigen Erwerbsverhältnissen in Deutschland als unverbesserlich bezeichnen muß. Wenn also diese moralischen Erfolge die Deportation in Australien rechtfertigen, so legen die wirtschaftlichen Erfolge Englands in Australien den Wunsch nahe, daß wir auch einmal einen solchen Versuch in Südwestafrika wagen (Freund a. a. O. S. 517). Weniger günstig kann das geschichtliche Urteil über die moralischen und kolonisatorischen Erfolge Frankreichs lauten. Die Zeit, wo die romanischen Völker mit Erfolg als Kolonialvölker aufgetreten sind, scheint in der Weltgeschichte ihrem Ende zuzugehen. Frankreich hat zu wenig Menschen, um dauernd mit Erfolg kolonisiren zu können. Spanien und Portugal kommen auch nicht mehr als machtvoll auftretende Kolonialvölker in Betracht, und auch Italien scheint nicht in der Lage zu sein, mit Aussicht auf großen Erfolg als Kolonialpolitik treibendes Volk auftreten zu können. Fabarius sucht nun mit großem Eifer die Schäden der französischen Deportation gegen diese Strafvollzugsart überhaupt geltend zu machen. Diese Schäden liegen darin, daß Frankreich in Cayenne der Aufgabe nicht gewachsen zu sein scheint, die Freigelassenen in bestimmten Ordnungen und Schranken zu halten und anzusiedeln. Der Gemeinderat von Cayenne bezeugt in einem Gesuche (vgl. Fabarius a. a. O. S. 13):

Die Zahl der täglich wachsenden Freigelassenen, die Vermehrung der Verbrechen, die sie begehen, ihre revoltirende Gemeinschaft mit der Bevölkerung, unter die sie sich zu mischen streben, der verderbliche Einfluß, den sie auf ihre Umgebung ausüben, ihre mehr und mehr wachsende Unverschämtheit haben von neuem die Aufmerksamkeit des Landes auf die Gefahr hingewiesen, in die es durch die Gegenwart dieser herabgekommenen Menschen läuft.

Einen weitern Schaden der französischen Deportationsmethode Frankreichs schildert Fabarius im Anschluß an einen Artikel aus La Politique Coloniale vom 30. Juni 1896 mit folgenden Worten (S. 14 f.):

Nun sind wir gerade im Begriff, uns häuslich einzurichten auf einer großen afrikanischen Insel, deren weite Gebiete eine Ausdehnung haben, größer als die Frankreichs und Belgiens. Es giebt in Madagaskar große öffentliche Arbeiten zu thun: Wege, Straßen zu bauen, Schienenwege zu legen, Gebäude zu errichten u. s. w. Die zur Transportation Verurteilten sind wie geschaffen für diese harten und gesundheitsschädlichen Arbeiten! (Sic!) Da liegt vor ein Werk allgemeiner Kolonisation, um so leichter auszuführen, als der Stamm des Verwaltungspersonals und der Ueberwachung schon gebildet ist. Madagaskar zumal ist hinreichend groß, sodaß die Deportationsniederlassungen an Orten errichtet werden können, wo die Verbrecher nicht in unmittelbare Berührung mit der Bevölkerung kommen.

Dies ist eine Idee, die unsrer Absicht nach ebenso sehr verdient, verwirklicht zu werden, weil sie einem Bedürfnis für Madagaskar entspricht, indem sie nützliche Handarbeit liefert — als auch, weil sie andrerseits gestattet, Genugthuung zu geben den Bewohnern von Guayana und Neukaledonien.

Zu dieser Schilderung bemerkt Fabarius:

Und wer giebt hernach Madagaskar Genugthuung? Das ist der Weisheit letzter Schluß, nachdem man die alte Welt vergeblich von Verbrechern zu reinigen versucht hat und dabei eine neue Welt nicht bevölkert, sondern erst recht durchseucht hat, da muß man nach immer neuen Welten suchen, die man mit gleichem Kultursegen beglücken kann.

Diese ganze Auffassung bedarf einer sehr bedeutenden Korrektur und Abschwächung. Holtzendorff hat auf dem internationalen Gefängniskongreß zu Stockholm die Deportationsstrafe als eine Maßregel von nur zeitweiliger Bedeutung charakterisirt. Als die Deportation in Neu-Süd-Wales die wirtschaftliche Erschließungsarbeit geleistet hatte, sodaß der freie Einwanderungsstrom sich nach Australien ergießen konnte, hatte die Maßregel ihren Zweck erfüllt. Wenn also Frankreich den wirtschaftlichen Erschließungsprozeß in Madagaskar durch Sträflinge erreichen will, so wäre dies für die Bevölkerung selbst wie für die evangelische Heidenmission in Madagaskar wahrlich keine so große Gefahr als wie die Jesuiten, von denen neuerdings die Kunde kommt, daß ihnen das Werk der Kolonisirung in Madagaskar von den französischen Behörden übertragen worden ist.

Ein weiteres Hindernis einer geordneten und zweckentsprechenden Deportation soll nach Fabarius darin liegen, daß die Deportation sehr scharfe disziplinare Machtmittel verlangt, die einem von Deutschland aus nur schwer oder fast gar nicht kontrollirbaren Gouverneur in die Hände gegeben werden müßten. Nach den Erfahrungen aber, die wir mit diskretionären Befugnissen in den Händen der Leist, Wehlan, Schröder und Genossen gemacht hätten, könne man eine solche Machtfülle keinem Beamten anvertrauen. In der That, eine unbilligere Kritik konnte Fabarius an dem ganzen Beamtentum Deutschlands, an so selbstlosen Pionieren deutscher Kultur und deutschen Wesens wie Wißmann, Merensky, v. Bülow, Hindorf, v. François, Leutwein u. v. a. nicht üben, als wenn er persönliche Versündigungen Einzelner auf unser ganzes Volk und unser ganzes Beamtentum übertrug, während doch allgemein bekannt ist, daß der deutsche Beamte im großen und ganzen eher zu büreaukratisch ängstlich und peinlich, fast pedantisch buchstabentreu ist, als daß er zu Extravaganzen neigt. Daß natürlich der Strafvollzug durch Deportation eine eiserne Disziplin verlangt und auch eine gewaltige Verantwortung von seinen Vollstreckern fordert, ist selbstverständlich; aber Furcht vor Verantwortung hat bis jetzt auch noch Niemand für eine Tugend erklärt, vor die Gott den Schweiß der Menschen gesetzt hat. Aus der Furcht aber, Beamten eine bestimmte wenn auch hohe Anforderungen stellende Verantwortung anzuvertrauen, ein Moment gegen die praktischste Art der Lösung einer Kulturaufgabe herzuleiten, will mir als des deutschen Volkes nicht würdig erscheinen. Um deutsche und fremde Art mit einander vergleichen zu können, muß man nur einmal alte Verbrecher sich aussprechen lassen über den Ton im deutschen Heere und die Behandlung z. B. in der französischen Fremdenlegion. Da würden diejenigen, die in ihrem Köhlerglauben auf die „Bebelschen Mißhandlungen" alljährlich hereinfallen, Wunderdinge zu hören bekommen, daß ihnen die Augen übergingen, während im großen und ganzen die Erinnerungen gutgesinnter und unverhetzter deutscher Soldaten an ihre Hauptleute und Führer die der Dankbarkeit und Anhänglichkeit sind. Wenn irgend ein Volk Männer hat, denen es eine solche Fülle diskretionärer Gewalt anvertrauen kann, dann ist es das deutsche Volk, das seine Wißmanns u. s. w. erhalten hat, um deutsches Wesen, deutsche Treue und deutsche Art durch sie in unsern Kolonien zur Geltung zu bringen. Es ist eine verhängnisvolle Art des deutschen Volkes, sich selbst immer allen Wert abzusprechen und in seiner Philisterhaftigkeit vor jener eisernen Rücksichtslosigkeit zurückzuschrecken, der allein im Wettkampf der Völker um den Besitz der Erde der Erfolg zur Seite steht, die allein dem praktischsten Kolonialvolk, dem nach vieler evangelischen Christen Meinung christlichsten Volke, den Engländern, so große Erfolge beschieden hat.

Das letzte sachliche Moment gegen die Deportationsidee findet Fabarius in der Schwierigkeit, ein Land ausfindig zu machen, das durch seine insulare Abgeschiedenheit die Sicherung der Deportirten verbürgt und ihr Entweichen unmöglich macht. Diese Frage ist allerdings die technisch schwierigste; aber so wie Fabarius es darstellt, daß z. B. Bruck (Neu-Deutschland und seine Pioniere, Breslau, 1896) mit seinem Vorschlage, fliegende Strafanstalten zu errichten, die thatsächlichen Verhältnisse nicht kenne, liegt die Sache denn doch nicht. Bruck wird beschuldigt, mit Gründen zu fechten, die nur auf die breite Masse der kolonialunkundigen Leute Eindruck machen. Die insulare Lage einer Strafkolonie ist eine sehr wünschenswerte, aber durchaus keine unbedingt erforderliche Bedingung. Trotzdem muß zugestanden werden, daß die Anlage von Strafkolonien das Budget für Vermehrung der Schutztruppen wesentlich erhöhen und damit die Kosten des Strafvollzugs ebenfalls bedeutend steigern würde. Eine andre Frage aber ist es, ob das als ein Unglück anzusehen wäre, oder ob nicht über kurze oder lange Zeit doch die Notwendigkeit an uns herantreten wird, die Schutztruppe wesentlich zu verstärken. Eine weitere Frage wäre die, ob nicht die Verstärkung der Schutztruppe durch angeworbne Söldner zu einer sozialen Wohlthat für viele Elemente ausgestaltet werden könnte, die jetzt alljährlich aus Deutschland auswandern und in Algier, Tonkin u. s. w. Frankreich als Kanonenfutter dienen. Unsre Schwerfälligkeit, in kolonialen Dingen uns praktisch und rasch zu helfen, ist begründet in dem juristischen Formalismus und in den büreaukratischen Gewissensskrupeln, über die wir uns nicht durch die einfache Methode

vegzuhelfen verstehen. Probiren geht über Studiren; in tschland aber muß alles erst im Bureau studirt werden, ein ches Probiren ist verpönt. So käme es ja auch nur einmal eine Probe an, ob wir durch deportirte Sträflinge in Süd-tafrika, das in der gemäßigten Zone liegt, dessen Klima ch dem der englischen Kapkolonie für Europäer sehr zuträg- ist, nicht große wirtschaftliche Meliorationen in Angriff men könnten. Wem diese Kosten für die Sicherung der portirten zu hoch erscheinen, der muß sich nur immer das roduktive Kapital des inländischen Strafvollzugs und die möglichkeit für den Strafgefangenen, unter den heutigen ialen Verhältnissen wieder sittlich zu gesunden, vor Augen ten, dann wird er erkennen, daß die sittliche Besserung der räflinge durch keine Strafmethode besser erreicht werden kann, durch die Deportation. Mit Recht sagt Freund über diesen nkt:

Es ist doch bereits ein enormer Erfolg, so viel besserungsfähige mente für ein ferneres, unbescholtnes Leben gerettet und gleichzeitig es der glücklichsten Länder der Welt unter der arbeitenden Hand des nschen zu einer gastlichen, segenspendenden Stätte umgewandelt zu en! Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche die Bedeutung ßer weltgeschichtlicher Ereignisse nicht begriffen, ja sie beklagt haben, il sie zunächst immer die Kehrseite des Bildes, den Preis an Gut d Blut oder an idealen Werten ins Auge faßten. Solche Leute haben England die Transportation nach Australien, als dieselbe um 1820 e höchste Blüte erreicht hatte, auf das heftigste angegriffen. Mit en, die noch heute nicht ausgestorben sind, ist schwer zu streiten; haben eben nicht die Fähigkeit, das Zünglein der Wage der Klio verfolgen, ihnen erscheinen die bei großen weltbewegenden Thaten loren gehenden Güter schwerer zu wiegen als die zuwachsenden. — gl. Freund S. 514.)

Nach diesen sachlichen Bedenken geht Fabarius dazu über, e Deportation aus nationalen, sozialen und religiös-ethischen edenken zu bekämpfen. H R

Die Schulaufsicht

Die Volksschullehrer fordern bekanntlich, daß die Schul-ufsicht in die Hände von Fachmännern gelegt werde. Das ürde bedeuten, daß auf dem Lande nur eine Kreisschulaufsicht stehen bliebe, die Ortsschulaufsicht aber aufgehoben würde. Denn da die Geistlichen nicht als Fachmänner gelten sollen, so ürden in den Dörfern keine geeigneten Schulinspektoren vor-anden sein. Wie viel von diesen Bestrebungen einerseits auf nen verzerrten Freiheitsbegriff, andrerseits auf Kirchen- und Religionsfeindschaft zurückzuführen ist, entzieht sich der genauen Feststellung. Sicher spielt beides hinein. Trotzdem muß die Forderung als berechtigt anerkannt werden.

Zu diesem Urteil bestimmt uns schon die Rücksicht auf inen gedeihlichen Unterrichtsbetrieb. Denn nur ein Fachmann ann die Thätigkeit eines Lehrers richtig beurteilen und zweck-näßig leiten. Vornehmlich aber unterstützen wir die Forderung unter dem sittlichen Gesichtspunkt der **Berufsehre**. Der Stand des Volksschullehrers hat leider in weiten Kreisen, bei Gebildeten und Ungebildeten, nicht das Ansehen, das man ihm um der Schule willen wünschen möchte. Der Gutsherr wie der Bauer erheben sich in gleicher Weise über ihn. Und verwunderlich ist das nicht. Die geistliche Schulaufsicht muß seine Stellung her-unter drücken. Denn wie leicht und geringwertig muß eine Thätigkeit sein, die der Geistliche ohne besondre Vorbildung nebenbei mit beaufsichtigen, leiten und nötigenfalls selbst aus-üben kann! Ist doch auch die Erinnerung an die Zeiten noch nicht ausgestorben, wo Schneider und invalide Soldaten Schule hielten. Je geringer aber die Ehre ist, die er erfährt, desto höher steigert der Lehrer seine eignen Ansprüche auf Anerken-nung, sein persönliches Ehrgefühl. Das ist das Gesetz der Pendelschwingung im geistigen Leben. Unrecht auf der einen Seite ruft Unrecht auf der andern Seite hervor. Es herrscht gegenwärtig in weiten Kreisen der Lehrerschaft eine wahrhaft krankhafte Empfindlichkeit hinsichtlich ihrer Berufsehre. Das wird anders werden, wenn die selbständige Bedeutung dieses Berufs anerkannt wird. Und hierzu soll neben andern Maß-regeln auch die fachmännische Schulaufsicht beitragen. Wird die Stellung der Lehrer äußerlich in angemessner Weise gehoben, so werden sie ihre Ansprüche innerlich auf ein vernünftiges Maß herabstimmen. Also weil wir dem Lehrerstande zu einem ge-sunden Ehrgefühl verhelfen möchten, fordern wir, daß Fach-leute die Aufsicht führen.

Hiervon sind selbstverständlich Theologen nicht ausgeschlossen. Daß der Geistliche der geborne Schulinspektor sei, wird heut-zutage wohl kaum noch von Einsichtigen verfochten. Aber nicht minder sollte feststehen, daß die theologische Bildung doch auch kein Hindernis ist, Tüchtiges in der Schulaufsicht zu leisten. Die großartige Entwicklung des Volksschulwesens ist ja gerade theologisch gebildeten Männern zum großen Teil zu danken. Wenn überhaupt die Neigung vorhanden sein sollte, für die Befähigung zur Schulaufsicht akademische Bildung zu fordern, so dürften selbst die Philologen, wenigstens wie sie bisher vor-gebildet wurden, den Theologen nicht voranstehen. Denn die philologische Fachbildung hat nicht mehr Wert für die Volks-schule als die theologische. Und in einem Punkte bringen die Theologen, wie mir scheinen will, sogar eine geeignetere Aus-rüstung von der Universität mit. Die Philologen werden meist eine philosophische Pädagogik gehört haben, die Theologen aber eine ausgesprochen christliche; und diese giebt sowohl ein höheres Ziel — die christliche Vollkommenheit — als auch ein wirk-sameres Erziehungsmittel — die Liebe. Eine solche Pädagogik entspricht der Volksschule mehr, denn diese soll ja religiös er-ziehen; sie erleichtert auch die Verständigung mit dem Lehrer, denn dieser hat gleichfalls auf dem Seminar christliche Unterrichts-lehre gehabt. Wie aber auch zwischen Philologen und Theo-logen die Auswahl getroffen werden möge, so muß jedenfalls gefordert werden, daß jeder, der mit der fachmännischen Schul-aufsicht betraut wird, ganz in den Schuldienst übertrete.

Die Entwicklung drängt unaufhaltsam dahin, daß die Kreis-schulaufsicht Fachmännern übertragen werde. Die Staatsregie-rung thut in dieser Richtung schon aus eignem Antrieb einen Schritt nach dem andern. Dagegen ist zu befürchten, daß man die notwendige Konsequenz, die Ortsschulaufsicht der Geistlichen aufzuheben, nicht ziehen wird. Zwar ist dabei die leitende Absicht kaum, daß sie auch weiterhin den Schulbetrieb in Be-ziehung auf die Methodik leiten sollen, denn es liegen aller-hand Anzeichen dafür vor, daß man ihnen dazu die Fähigkeit doch nicht mehr recht zutraut. Und man ist wohl der Meinung, daß die fachmännische Kreisschulaufsicht in diesem Stück die Ortsschulaufsicht allmählich überflüssig machen werde. Aber man glaubt doch eine Kontrolle über das persönliche Verhalten der Lehrer und den äußern Schulbetrieb nötig zu haben. Und dafür hält man den Geistlichen für die geeignetste Person. Sollte die Entwicklung diesen Gang nehmen, so wäre dies das Schlimmste, was man uns anthun könnte. Denn auf diese Weise würde das Mißtrauen des Lehrers gegen den Geistlichen erst recht und mit Recht erregt werden, und es würde zwischen Schule und Kirche eine unausfüllbare Kluft befestigt. Sollen wir Schulinspektoren bleiben, so wollen wir auch die Aufsicht über den Unterricht üben, so gut oder so schlecht, als wir dazu eben imstande sind. Will man uns dies nehmen, gut, wir sind damit einverstanden, aber dann mute man uns auch nicht die Polizeiaufsicht über den Lehrer zu. Glaubt man eine solche Aufsicht nicht entbehren zu können, so ist der Schulvorstand die gewiesene Behörde. Für den Lehrer würde das so wenig schimpflich sein, als es für die Geistlichen schimpflich ist, vom Gemeindekirchenrat kontrollirt zu werden.

Vor allen Dingen aber müssen wir deshalb die Aufhebung der geistlichen Ortsschulaufsicht fordern, weil es nur auf diese Weise zu ermöglichen ist, daß die Kirche auf Lehrerschaft und Schule mehr als bisher **religiös** einwirke. Man scheint sich ja neuerdings wieder viel von dem Einfluß der Kirche zu ver-sprechen. Deshalb will man ihre äußere Macht stärken und hofft, daß sie diese Macht dann in den Dienst des Staates stellen werde. Man macht die Kirche zum Büttel. Dagegen dürfen wir nicht müde werden Widerspruch zu erheben. Soll die Kirche wirklich zu einer Gesundung des Volkslebens mit-helfen, so lasse man sie nach ihrer eigentümlichen Art geistig wirken. Und wo durch Zwang etwas geschehen muß und kann, da möge der Staat durch seine eignen Organe thun, was nötig

ist. Also entbinde man die Geistlichen von der Ortsschulaufsicht.

Man muß in dieser Beziehung eine klare evangelische Einsicht haben, wenn man zu der weitern Frage Stellung nehmen will, wie die Kirche am Religionsunterricht beteiligt werden soll. Diese Frage ist äußerst schwierig, nicht sowohl für das Zusammenwirken der obern Behörden, als vielmehr für das Verhältnis des einzelnen Geistlichen zu der Schule seiner Gemeinde. Denn da oben werden die Dinge in der Regel sachlich verhandelt werden. Hier unten aber wird Alles gleich persönlich. Es scheint mir nun nach der ganzen Art des Gottesreiches außer Frage zu stehen, daß dem Geistlichen keine Machtbefugnis gegenüber dem Lehrer gegeben werden darf. Denn ein wirklicher Einfluß ist hier nur möglich, wenn der Lehrer sich dem freiwillig öffnet. Auf die wahrhaft geistliche Persönlichkeit des Pfarrers wird also Alles ankommen. Am folgerichtigsten möchte es daher erscheinen, wenn der Geistliche mit der Schule als solcher gar nichts zu schaffen hätte. Er würde dann auf die Schule nur in dem Maße religiösen Einfluß haben, als er ihn auf den Lehrer gewinnt. Thatsächlich ist es ja immer so gewesen und wird immer so bleiben, und es würde nichts schaden, wenn dies auch im Gesetz irgendwie seinen Ausdruck fände. Ja es könnte nur nützen. Denn wenn der Geistliche weiß, daß er keinen Rückhalt an weltlicher Zwangsgewalt hat, so wird er um so ernstlicher im Geiste Christi Einfluß suchen. Aber es muß doch auch die Möglichkeit gegeben sein, daß der Geistliche die Art der Thätigkeit des Lehrers kennen lernt. Man verlangt ja auch von ihm, daß er sich in die übrigen Verhältnisse und Lebensweisen seiner Gemeinde Einsicht verschaffe. Als Seelsorger kann er nur wirken, wenn er an die Wirklichkeit anknüpft; Ermahnungen im allgemeinen treffen nicht besser als ein Schuß in die Luft. Möglich, daß ja hie und da mal ein loser Vogel getroffen wird.

Soll nun dem Geistlichen gesetzlich das Recht zustehen, den Unterricht — und dann selbstverständlich nicht bloß den Religionsunterricht, sondern auch den übrigen gesinnungsbildenden Unterricht — zu besuchen? Ich bin früher einmal in diesen Spalten dafür eingetreten. Aber ich habe mich überzeugt, daß dadurch, um mit Herrn Archemoros zu reden, das Problem nur zurückgeschoben, nicht gelöst wird. Eine wirkliche Lösung ist nur dadurch gegeben, daß es von der Erlaubnis des Lehrers abhängig gemacht wird, ob der Geistliche den Unterricht besuchen darf. Diese Erlaubnis wird sicher nur selten verweigert werden, und wo es geschieht, wäre so wie so keine Einwirkung im Sinne des Gottesreiches zu erwarten. Außerdem würde der Geistliche auch als Mitglied des Schulvorstandes vom Unterrichtsbetrieb Kenntnis nehmen können. Ich weiß nun zwar, daß dieser Vorschlag wenig Gehör finden wird. Er wird entweder politische Kurzsichtigkeit oder überspannter Idealismus genannt werden, vielleicht auch beides zusammen. Aber ich weiß nicht minder, daß er in Wahrheit den Glauben an die Macht des heiligen Gottesgeistes zum Ausdruck bringt. Der wird allerdings in der Regel mehr im Munde geführt als im Herzen gefühlt und im Leben bethätigt. Wie geistverlassen sich selbst die christlich-konservative Presse in solchen Fragen zeigt, dafür nur ein Beispiel. Der Reichsbote hat allen Ernstes behauptet, daß gerade die evangelische Kirche eine gesetzliche Sicherung ihres Einflusses auf die Schule bedürfe, denn die katholische Kirche habe solchen Einfluß ohne dem. Die evangelische Kirche hat keinen Einfluß ohne Gesetz! Daß sie ihn vielfach nicht hat, trotzdem ihre Geistlichen in allen Schulen die Aufsicht führen, ist leider wahr. Aber daß sie ihn anders nicht haben könnte, hat der Reichsbote sicher nicht von Luther gelernt, und aus der Bibel noch weniger. Muß denn hinter jedem Pastor ein Gendarm stehen, wenn die Kirche etwas wirken soll? Der evangelischen Kirche ist auch ohne Gesetzesparagraphen der wünschenswerte Einfluß auf Lehrer und Schule ebensowohl möglich als der römischen. Daß dieser Einfluß in der römischen Kirche mehr in die Augen fällt als in der evangelischen, entspricht nur der verschiednen Art beider Kirchen, dort der weltförmigen, hier der geistigen. Es ergiebt sich aber daraus, daß auch die römische Kirche zufrieden sein könnte, wenn dem Pfarrer kei gesetzliches Recht über den Lehrer zugesprochen wird.

Das Verhältnis von Schule und Kirche wird in de Maße gesunden, als die Kirche von dem Odium der Zwangs herrschaft befreit wird. G H

Verschiedenes

(Phantasie und Religion) In sieben Aufsätzen, ursprünglich i der Protestantischen Kirchenzeitung, hat Dr. Otto Veeck die Beziehunge zwischen „Phantasie und Religion“ in anziehendster Weise besproche (Bremen, Max Nößler, 1896. 81 S. 80 Pfge.) Daß solche vorhande sind, ist von vornherein zu vermuten. Denn in welches Gebiet d menschlichen Seelenlebens griffe die Phantasie nicht verklärend oder ve wirrend ein? Und man wird auch umgekehrt fragen dürfen: welch ließe die Religion unberührt? Will sie doch dem ganzen Menschen si als Stütze anbieten und ebenso über den ganzen Menschen ihre Her schaft ausüben. Aber das Verhältnis zwischen beiden muß noch e besonders nahes sein. Denn in eine unsichtbare Welt führt alle Religio ihre Gläubigen ein. Und mit Gebilden hat es die Phantasie zu thu die zwar irdischem Stoff entnommen sind, aber doch nicht dieser hart Wirklichkeit angehören. Man sieht, wie leicht sich beide begegnen könne Und sie sind einander begegnet. Gern begleitet man den Verfasser a einer Wanderung durch die weiten Gebiete der Religionsgeschichte, u sich die beiden, hier in freundlicher Berührung, dort in gefährliche Verschlingungen, zeigen zu lassen. Selbst in Jesu Bild- und Gleichnis rede, in zeitgeschichtlich bedingten Elementen seiner Anschauung, de Wiederkunftsgedanken, dem Dämonenglauben, läßt sich der Einfluß d Phantasie auf die Gestaltung der religiösen Gedanken nicht verkenne Da wird die Frage brennend: ist die Religion vielleicht überhaupt nic mehr als eine Schöpfung der Phantasie? Man weiß, wie entschiede der Naturalismus von alters her diese Frage zu beantworten pfleg An dem Beispiel von Ludwig Feuerbachs „Wesen der Religion“ ken zeichnet der Verfasser diesen Standpunkt, dem alles Ideale zur Illusio wird. Eher kann er sich zwar nicht befreunden, aber doch verständige mit der resignirten Skepsis Albert Langes. Er selbst wandelt in krä tigem Vertrauen die Bahnen des deutschen spekulativen Idealismu Ihn weisen Logik und Mathematik so gut wie Aesthetik und Ethik a die ewige Wahrheit einer transcendenten Welt, die ebenso real wie idea immanent wie transcendent, göttlich wie menschlich ist. Vielleicht dürf in diesem Abschnitt etwas mehr Unterscheiden am Platze gewesen sei Denn Philosophie und Religion ist doch zweierlei. Und da der Ve fasser in seinem Zusammenhang es doch nur mit der religiösen Gotte idee zu thun hat, bleibt der Satz schwerverständlich: „Das Logische un Mathematische weisen auf den Inhalt des Absoluten hin, das Sittlic deutet uns an, wie reich und rein die Art dieses Unendlichen ist.“ S ganz auf einer Linie, wie es hier gelegentlich scheint, können Natur un Geschichte nicht als die beiden Ströme des Lebens gelten, die aus de ewigen Urquell entspringen. Auch will mir scheinen, als ob sich d Verfasser durch dies Nichtunterscheiden eines wichtigen Hilfsmittels f seine eignen Zwecke begeben hat. Er sucht im weitern nach einem Ma stab zur Beurteilung der religiösen Phantasiebildungen. Er will an „das höchststehende wissenschaftliche, ästhetische und sittliche Urteil“ a gelegt sehen. Bietet die Religion selbst, ihre Geschichte, so weit wir s übersehen können, keinen solchen Maßstab dar? Die Berechtigung jene Urteils soll ja damit nicht geleugnet werden. Aber auf den religiöse Glauben selbst wird ein solches Urteil doch immer nur geringen Ei druck machen. Langt doch der Verfasser selbst schließlich bei einem ander Maßstab an, wenn er die alten verderblichen und häßlichen Phantasi schöpfungen durch die schönern Jesu Christi und seiner echten Jünge ersetzt sehen will. Das heißt doch Religion an Religion messen. E heißt auch die immer reinere Erkenntnis der Religion Jesu, d. i. de Evangeliums als Maßstab zur Beurteilung dessen verwerten, was i den Kirchen daraus geworden ist. Sachlich würden sich da zumeist di selben Anstände ergeben wie bei der Kritik des Verfassers. S Eck

(Monatshefte der Comeniusgesellschaft) Fünfter Band, 1896. E sei mir vergönnt, auf die wichtigsten Artikel des höchst inhaltsreiche Jahrgangs in wenigen Zeilen hinzuweisen. Archivrat Dr. Ludwig Kelle der unermüdlich thätige Stifter und Vorsitzende der Gesellschaft un Herausgeber ihrer Schriften, hat zwei hervorragende Beiträge geliefer Seine Mitteilungen über die Berliner Mittwochsgesellschaf (Heft 3 und 4) führen uns in die Bestrebungen dieses aus Staats männern, Juristen, Theologen, Pädagogen und Aerzten bestehenden, i Jahre 1798 aufgelösten Geheimbunds ein, der im Dienst der Aufklärun und Menschenliebe sich das Ziel gesteckt hatte, „die Gedanken Friedric des Großen über Volkserziehung möglichst praktisch zu bethätigen. Die innere Reform des preußischen Staates durch Stein u. a. schein hier die starken Wurzeln ihrer Kraft zu haben.

Gleiches Interesse erweckt der Heft 9 und 10 eröffnende Aufsa desselben Forschers über die Anfänge der Reformation und di Ketzerschulen (Untersuchungen zur Geschichte der Waldenser bei Beginn der Reformation). Bereits seit Mitte des vierzehnten Jahr hunderts, so werden wir hier belehrt, bestanden — im Zusammen hang mit den frühern italienisch-französischen Waldensern und de spätern böhmischen Brüdern — evangelische Brüderschaften, di in den Zünften und Gewerken der deutschen Städte ihre vornehmst

e fanden, um dann mit Luthers Kirchenreformation aus dem sie bis dahin umgebenden Dunkel wirksam hervorzutreten.

Heft 5 und 6 bringt eine Studie von Dr. Franz Schleichl in Wien: Zur Geschichte des Toleranzgedankens in der spanischen Dichtung des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, welchen eine sehr beachtenswerte Darstellung der Gemeindeverfassung der böhmischen Brüder vom Historiographen der Brüdergemeinde, Diakonus Josef Müller in Gnadenfeld, einem um die Erforschung dieses bislang noch recht dunkeln Gebiets hochverdienten Gelehrten.

Dr. Bernhard Spieß, Professor in Wiesbaden, verdanken wir (in Heft 7 und 8) einen Vortrag: Sebastian Castellio. Ein Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im sechzehnten Jahrhundert. (Auf Grund der von der Akademie der Wissenschaften in Paris 1893 preisgekrönten Lebensbeschreibung dieses französischen Humanisten, Pädagogen und Bibelübersetzers von Ferdinand Buisson.)

Last not least sei endlich (Heft 1 und 2) hervorgehoben: Selbsterkenntnis, Licht und Leben, eine philosophische Betrachtung von W. Tangermann in Köln. In begeistertem Zeugnis wird hier die Selbsterkenntnis als das einzige Mittel der ethischen Ausbildung und Umgestaltung des Einzelnen wie unsers ganzen Volkes gepriesen. „Wenn — so lautet das Schlußwort — energievoll gesinnte Männer der Wissenschaft und charaktervolle Vaterlandsfreunde von echt deutscher Gesinnung sich in größerer Zahl zu diesem Zwecke (nämlich geistvertiefter Selbsterkenntnis und deren Verbreitung) vereinigen, im gemeinsamen Wirken und Schaffen sich in selbstloser opferwilliger Hingebung gegenseitig fördern und unterstützen, dann kann Deutschland seine providentielle Mission für die allgemeine Weltkultur und die christliche Religion nicht verlieren. Wir dürfen vielmehr so glaubensmutiger und zuversichtlicher in der Abenddämmerung des neunzehnten Jahrhunderts einer neuen Weltperiode entgegensehen."

J Hausmann

(Ruskin) Carlyle und Ruskin: ihre tiefe Verwandtschaft auf der einen Seite offenbart uns erst den großen Gegensatz auf der andern. Wie erklärt sich das? Beide leben der Ueberzeugung, daß die meisten der Mitmenschen an der Führung eines menschenwürdigen Daseins durch die sozialen Verhältnisse gehindert sind; beide sehen dazu in der herrschenden nationalökonomischen Theorie nur eine Verschlimmerung der Lage; daher begegnen und finden sich beide in der Polemik gegen das Manchestertum. Ihr Ausgangspunkt und ihr Ziel sind wesentlich identisch, ihre Wege jedoch getrennt. Carlyle will, daß jeder Mensch in dieser dunkeln Wunderwelt den müden Blick zu den Sternen aufrichten lerne, daß er seinen Lebenszweck nicht in dem „größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl" suche, sondern in Bewunderung der „Helden" seine Lebensaufgabe wie sie als einen Gottesdienst verstehen lerne. Auch ihm ist die Welt „Material zur Pflichterfüllung," und der sittliche Imperativ hat im Munde des schottischen Puritaners an Strenge nichts eingebüßt. Ruskin stellt das gleiche Ideal nur in weicheren Formen und mit Verwendung andrer Hilfskräfte auf: Jeder Mensch muß sozial so weit unabhängig sein, daß er den Blick für das Höhere nicht verliert, das heißt, daß er das Schöne zu schauen vermag. Niemand aber hat dieses Schöne tiefer erfaßt, niemand poetischer, sozusagen sachentsprechender ausgedrückt als er. Es stellt sich ihm zunächst als das Naturschöne dar, ein deutlicher Beweis dafür, daß nicht sein Bildungsgang ihm die Augen dafür geöffnet hatte, sondern daß seine Lebensaufgabe nur in der Ausbildung jenes genialen Blickes bestand: er war der geborne Interpret des Schönen. In selbstloser Einsicht fand sich John Ruskin früh in dieser Rolle zurecht und verzichtete auf künstlerische Produktivität. Von dem Tage an, wo er dreiundzwanzigjährig seinem erstaunten Lande, im ersten Bande der Modern Painters sagte, daß Turner allein die Natur gemalt habe und keiner vor ihm, bis zu der Stunde, wo der Siebziger vor wenig Jahren in ländlicher Abgeschiedenheit sich zu Ruhe setzte, war er der unermüdliche Prophet seines Ideals, der seine Mitmenschen lehrt, ihr Leben schön zu gestalten. Dieses umfassende Ziel verlangte eine vielverzweigte Thätigkeit, und in der That finden sich unter seinen Schriften nationalökonomische, ästhetische (über Malerei, Skulptur, Architektonik) und ethische. — Endlich hat sich denn auch ein Uebersetzer gefunden. Jakob Feis begann voriges Jahr eine „Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin" bei O. Heitz in Straßburg erscheinen zu lassen. Zwei Bände sind bis jetzt erschienen: „Was wir lieben und pflegen müssen" (149 S., schön geb. 2 Mk.) und „Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen" (234 S., schön geb. 3 Mk.). Der erste enthält Ruskins „naturphilosophische" Gedanken — nur nehme man dem Worte jeden wissenschaftlichen Beigeschmack —, der zweite seine nationalökonomische Polemik. Beide Bändchen sind mit einer längeren, orientierenden Einleitung versehen; ein drittes soll seine Aesthetik bringen. — Man mag ja gegen diese aphoristische Wiedergabe seine Bedenken haben, aber bei der so gar nicht systematisch gefügten Gedankenwelt Ruskins hat sie ihr volles Recht; das umsomehr, als der Uebersetzer größere Abschnitte zu wählen sichtlich bemüht ist. Von der freundlichen Aufnahme des Publikums hängt natürlich das weitere Gelingen des Unternehmens ab; es verdient unsre ganze Teilnahme und eifrige Unterstützung.

Platzhoff

(Ingram, Work in Great Cities) London, Wells Gardner, Darton & Co, 1890. 3 sh. 6 d. 184 S.

Schon mehrfach ist auch in diesen Spalten von den Londoner Settlements die Rede gewesen, Niederlassungen gebildeter Herren und Damen in armen Stadtvierteln, deren Bevölkerung sie in der verschiedensten Weise zu heben suchen. Wodurch, hat der verdiente Vorsteher eines der ältesten dieser Unternehmungen, des streng kirchlichen Oxford House in Bethnal Green, Rev. Ingram, in den vorliegenden Vorlesungen über Pastoraltheologie, gehalten im Frühling 1895 in Cambridge, gezeigt. Natürlich ist manches davon nur für englische Großstadtverhältnisse geeignet, die man hier zunächst einmal besser kennen lernt, als es dem Fremden jemals möglich sein wird. Besonders interessant ist der Bericht über Anschauungen und Lebensweise des Londoner Arbeiters und die Darlegung der Schwierigkeiten, mit denen der Geistliche ihm gegenüber zu kämpfen hat. Die Winke, die der Verfasser dafür giebt, und die Litteratur, die er namentlich in diesem Kapitel anführt, wird auch unter uns gern benutzen, wer es nicht für überflüssig ansehen kann, zunächst einmal die Bedenken, die jetzt so viele vom Christentum fern halten, zu widerlegen zu suchen. Lehrreicher noch wird für Jeden das Kapitel über die Seelsorge sein, in der ja die Kirche von England von jeher besonders Großes geleistet hat, sowie vor allem das über die soziale Thätigkeit des Geistlichen, das uns einen lebendigen Einblick in die Arbeit des Oxford House gewährt. Ich würde am liebsten die Vorschriften mitteilen, die Ingram für die Bildung von Klubs für Männer und Knaben giebt und in unzähligen Fällen erprobt hat. Die von Oxford House aus gegründeten Klubs zählen jetzt über 500 Knaben und ziemlich 8000 Männer. Jedenfalls möchte ich Jeden, der in einer Großstadt ähnliche Vereinigungen zusammenbringen will, auf diese Ausführungen hinweisen. Beachtenswert ist im Munde eines solchen ausgezeichneten Praktikers, wie Ingrams, wohl auch die Forderung, daß die Kirche überhaupt nichts mit der Armenpflege zu thun haben sollte, sondern nur ein besondres Komitee, das nie nach der religiösen Stellung, sondern nur nach dem sittlichen Charakter der Bedürftigen zu fragen habe. Am wenigsten wird uns die Methode der Evangelisation einleuchten, die das letzte Kapitel befürwortet; und doch könnten vielleicht auch wir von den hier erteilten Ratschlägen manche uns aneignen. Ich schließe also diese kurze Anzeige mit dem lebhaften Dank für dieses neueste litterarische Erzeugnis des Oxford House, in dem ich durch eigne Anschauung bei wiederholtem Besuch schon so viel gelernt habe.

C Clemen

(Pastorenleben in Amerika) Wie Kandidat Daniel Amerika lieb gewann von Ewald Haun, Pfarrer an der evangelisch-protestantischen St. Peterskirche in Cincinnati. Basel, Reich, 1896. 92 S. 1 Mark.

Das ist ein Büchlein, freimütig und frisch, anschaulich, mit gesundem Humor und warmem Herzen geschrieben. Um jungen theologischen Auswandrern vor Augen zu stellen, was drüben ihrer wartet, giebt uns der Verfasser eine Schilderung des Charakters, den das Leben und Wirken eines Pfarrers dort drüben trägt. Ein ganzes Kuriositätenkabinett amerikanischer Pastoren entrollt sich vor unserm Auge: da ist der stramme Lutheraner, nach dem die Reformirten zwar selig werden können, aber doch nur wegen des wenigen Lutherischen in der reformirten Lehre; da ist der schneidige Herr Kollege, ein Säufer und Don Juan, der eine freie Gemeinde als Prediger versorgt; da ist der wackere Wissenschaftler, der als Schustergeselle nach Amerika kam, es mehr mit dem ama nescire als mit dem ama nesciri hält, trotzdem den Schein der Wissenschaftlichkeit wahren will; da ist der Vorkämpfer positiven Christentums, der als gewiegter Geschäftsmann sein Amt betreibt. Dazu erzählt uns der Verfasser von so mancher Lust und auch von manchem Leid seines Amtslebens in so traulich herzlicher Weise, daß man nur ungern von dem Büchlein scheidet. Auf die Frage endlich, ob jungen Theologen zu raten sei, nach Amerika zu gehen, antwortet er: ein Predigermangel ist nicht vorhanden; wer aber Empfehlungen hat und fürs erste wenigstens bescheiden ist in seinen Ansprüchen, der mags wagen, aber Garantien können in keiner Weise gegeben werden.

Danneil

(Reformationsdramen) Alle, die einst mit Interesse die ausführliche Besprechung des neuen Lutherdramas (1893, Nr. 44) gelesen haben, seien darauf hingewiesen, daß im vorigen Jahre das Drama, von dem im genannten Artikel einige Proben geboten waren, erschienen ist. Luther. Ein dramatisches Gedicht mit einem Vorspiel von Friedrich M. Mühlhausen. Leipzig, Wigand. 1896, VIII, 126 S. 2 Mk. Für die, die jenen Artikel nicht gelesen, sei nur kurz angedeutet, daß der Verfasser nicht ein neues Lutherfestspiel in lose aneinander gereihten Szenen geben will, sondern daß er sich die Aufgabe gestellt hat, die psychologische Entwicklung des Reformators zu schildern, eine Aufgabe, die er glänzend gelöst hat.

Mehr den Charakter eines Festspiels trägt: Friedrich Mykonius. Ein sächsisches Reformationsfestspiel von Paul Scherffig. Annaberg, Schreiber, 1896. 114 S. 1 Mk. Der Verfasser, der den Lesern der Christlichen Welt schon früher (1895, Nr. 45) eine Skizze von Mykonius Leben geboten, hat den Stoff nun dramatisch bearbeitet. Das Festspiel ist insonderheit allen Sachsen zu empfehlen, verdient jedoch auch in weitern Kreisen Beachtung zu finden.

Danneil

(Naumann über das siebente Gebot) Wenn wir in unserm Kongreßbericht nicht ohne Genugthuung bezeugten, der Kongreß sei ohne interessante Zwischenfälle verlaufen, so ließen wir dabei ein schnell aufgeklärtes Mißverständnis auf sich beruhen, das gewisse Ausführungen Naumanns über die Verbindlichkeit des Rechts und das siebente Gebot erfahren haben. Eine mißgünstige Presse hat sich eiligst auf diese Beute geworfen, da sonst nicht viel auszubeuten war, und Naumann dadurch zu folgender Wiedergabe seiner Worte veranlaßt, die wir an unserm Teil verbreiten helfen möchten:

In der religiösen Belehrung nimmt das alttestamentliche Wort: Du sollst nicht stehlen! einen breiten Raum ein, einen breitern als die Eigentumsvorschriften der Bergpredigt. In jeder Weise wird mit Hinweis auf das Gebot Gottes das vorhandne Eigentumsrecht zur Ge-

wissenspflicht gemacht. Nun aber wird im Laufe der Jahrhunderte die Eigentumsgesetzgebung immer umfassender und in ihrer Gesamtwirkung drückender. Das Eigentumsrecht dient an zahlreichen Stellen dazu, die Vorteile der begünstigteren Klassen ihnen zu sichern und das Los des Armen zu erschweren. Kann nun die christliche Kirche ihren ganzen moralischen Einfluß für dieses Eigentumsrecht einsetzen? Sie muß ihn einsetzen für die Kontinuität des Rechts, das heißt für strenge und gewissenhafte Erfüllung der Vorschriften, die einmal Rechtskraft erlangt haben. Aber indem sie das Recht schützen hilft, muß sie sich auch Garantien zu schaffen suchen, daß das von ihr mitgetragene Recht, nicht ein Recht der Unterdrückung ist. Entsprechend ihrem ursprünglichen volksfreundlichen Charakter muß die Kirche sprechen: ich gebe dem staatlichen Rechte meine moralische Beihilfe nur unter der Voraussetzung, daß eine Uebervorteilung der Schwachen verhindert wird. Die Kirche muß und will weiterhin in aller Schärfe lehren: Du sollst nicht stehlen!, aber sie muß auch dann ihrerseits verlangen, daß keine einseitige Klassengesetzgebung der Bevorrechteten vorliegt. Gerade weil sie die Strenge der Rechtsauffassung vertritt, muß sie die Gerechtigkeit der Gesetze an sich fordern."

Diese Ausführungen brechen der Verbindlichkeit des gegebnen Rechts nichts ab, sondern setzen sie voraus. Sie sind ebenso richtig wie bei einer Debatte über die christliche Ansicht vom Eigentum unentbehrlich.

R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 25 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Die nächste Zusammenkunft findet statt am Montag, den 5. Juli, das Thema lautet: Was heißt ein moderner Mensch sein?

In einem Pfarrhaus auf dem Lande (im Osnabrückschen) finden zum 1. Sept. oder später j. Mädchen zur Erlern. d. Haushalts freundl. Aufnahme. Kostgeld 600 Mk. Anfragen erb. an die Exped. d. Bl. u. M R 67.

Verlag v. Georg Wigand, Leipzig

Soeben erschien:
Der häusliche Unterricht und die häusliche Erziehung
Ein Buch für Hauslehrer, Erzieherinnen und Eltern.
Mit einem Nachwort an die Theologen.
Von
Th. Böttner
Pastor.
Preis: Geheftet 2 Mk. 50 Pf.

Zur Errichtung einer **höheren Privatschule** in Ellrich a. H. (4300 Einw.) wird ein cand. theol. oder phil. gesucht, der zur selbständigen Leitung einer derartigen Schule berechtigt ist. Das Einkommen wird sich voraussichtlich auf 1800 bis 2000 Mk. belaufen. Meldungen an Rechtsanwalt **Peter** in Ellrich a. H.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Dein Wort sei meine Speise
Predigten und Ansprachen
von **P. Joh. Quandt**
179 S. 8° geheftet Mk. 2,25
Die Predigten sind kurz und gut, erbaulich und beschaulich, gläubig und praktisch.
Vaterländische Verlags-Anstalt
Berlin SW 48, Wilhelmstr. 30/31

Heimstätte
Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Die evangelisch-soziale Bewegung
ihre Geschichte und ihre Ziele
von
Paul Göhre
Broschiert Mark 2.—, gebunden Mark 3.—

Zur rechten Zeit als Leitfaden für den Beobachter der politisch und sozialen Strömungen unsers Vaterlandes ist das Buch von P. Göhre erschienen. Es giebt uns in scharfer, geistvoller Weise ei Analyse der evangelisch-sozialen Bewegung und lehrt uns die Ereigni der jüngsten Zeit verstehen und nicht zum wenigsten die Gründe, Göhre selbst veranlaßt haben, sein geistliches Amt niederzulegen u sich ungebunden von jeder Rücksicht seinen Idealen widmen zu könne Auch dieses Buch enthält das Ergebnis eines innern Kampfes, u die ehrliche, rückhaltlos ehrliche Energie, mit der der Verfasser sei Schlüsse zieht und sich ihnen unterwirft, verdient unsre volle Te nahme. . . . Es enthält vor allem, was die Analysirung der leitend Persönlichkeiten anlangt, Meisterstücke psychologischer Beobachtung gabe, z. B. die Schilderung der Persönlichkeit Stöckers. (Bl. f. litt. Unte

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Althaus, Lic. theol. P., **Die Heilsbedeutung der Taufe** im N. Test. 4,50 M., geb. 5,40 M.
Armknecht, P. O., **Unsere Hoffnung.** Vortrag. 40 Pf. Früher erschien: **Die Hoffnung der Kirche.** 1,50 M.
Fürer, P. C. E., **Jesus auf dem Höhepunkt seiner irdischen Wirksamkeit.** Vortrag. 40 Pf.
— — **Weltende und Endgericht.** Vortrag. 3. Auflage. 40 Pf.
Hoedemaker, D. Ph. J., **Der Mosaische Ursprung der Gesetze** in den Büchern Exodus, Leviticus u. Deuteronomium. Vorlesungen über die moderne Schriftkritik des A. Test. Aus dem Holländischen. 6 M., geb. 7 M.
Knodt, P. Emil, **Kleine Bilder von großen Dingen.** Mit roter Einfassung. 1,50 M., geb. 2 M.
Luthers Erklärung der heiligen Schrift. VII. Heft: Die Briefe Pauli an Thimotheum, Titum und Philemon und die Petribriefe. 1,50 M.

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 25. Achter Evangelisch-sozialer Kongreß in Leipzig (Schluß) Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ein gutes Kaiserwort; Die E scheidung des Streites im Saarrevier; Streit über die sittlichen V hältnisse in Berlin; Die Frage wegen Erhöhung und Regelung d Diensteinkommens der Geistlichen — Russische Kirche: Unionsversu zwischen englischer und russischer Kirche; Vermischte Nachrichten a Rußland
Preis der einzelnen Nummer: 20 Pfennige

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
55. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2932. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 25. Deutschlands Stellung und Rechte am Niger — V Neudarwinismus (Fortsetzung) — La rupture. Die russisch-französi Allianz einst und jetzt — Erfahrung und Wissenschaft in der Baukun Von C. Siber (in Königsberg) — Maßgebliches und Unmaßgebliches Litteratur
Preis des einzelnen Heftes: 1 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig